

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



HEFT 4|2024

DENKMALE BW



WAHRE
WERTE

the fact that the \mathbb{R}^n -valued function \mathbf{f} is continuous at \mathbf{a} if and only if each component function f_i is continuous at \mathbf{a} . This is a useful result because it allows us to reduce the problem of checking the continuity of a vector-valued function to checking the continuity of its individual components.

Another important result is the Intermediate Value Theorem for vector-valued functions. It states that if \mathbf{f} is a continuous function from a closed interval $[a, b]$ to \mathbb{R}^n , then the image of $[a, b]$ under \mathbf{f} is a connected subset of \mathbb{R}^n . This means that the image of $[a, b]$ under \mathbf{f} is a single path in \mathbb{R}^n that does not have any gaps or jumps.

Finally, we mention the concept of a vector-valued function being differentiable at a point. A function \mathbf{f} is differentiable at \mathbf{a} if there exists a linear map $D\mathbf{f}(\mathbf{a})$ such that

$$\mathbf{f}(\mathbf{a} + \mathbf{h}) - \mathbf{f}(\mathbf{a}) = D\mathbf{f}(\mathbf{a})\mathbf{h} + o(\|\mathbf{h}\|)$$

as $\mathbf{h} \rightarrow \mathbf{0}$. The linear map $D\mathbf{f}(\mathbf{a})$ is called the differential of \mathbf{f} at \mathbf{a} . If \mathbf{f} is differentiable at \mathbf{a} , then the differential $D\mathbf{f}(\mathbf{a})$ is a linear map from \mathbb{R}^n to \mathbb{R}^m .

One of the most important applications of vector-valued functions is in the study of curves in \mathbb{R}^3 . A curve in \mathbb{R}^3 is a continuous function $\mathbf{r}(t)$ from an interval $[a, b]$ to \mathbb{R}^3 . The image of $[a, b]$ under \mathbf{r} is the curve. The velocity vector of the curve at a point $\mathbf{r}(t)$ is given by the derivative $\mathbf{r}'(t)$.

The acceleration vector of the curve at a point $\mathbf{r}(t)$ is given by the second derivative $\mathbf{r}''(t)$. The curvature of the curve at a point $\mathbf{r}(t)$ is given by the magnitude of the acceleration vector divided by the square of the speed of the curve.

Another important application of vector-valued functions is in the study of surfaces in \mathbb{R}^3 . A surface in \mathbb{R}^3 is a continuous function $\mathbf{r}(u, v)$ from a domain D in \mathbb{R}^2 to \mathbb{R}^3 . The image of D under \mathbf{r} is the surface. The normal vector to the surface at a point $\mathbf{r}(u, v)$ is given by the cross product of the partial derivatives \mathbf{r}_u and \mathbf{r}_v .

The area element of the surface at a point $\mathbf{r}(u, v)$ is given by the magnitude of the normal vector. The surface area of the surface is given by the integral of the area element over the domain D .

Finally, we mention the concept of a vector-valued function being a gradient. A function \mathbf{f} is a gradient if there exists a scalar-valued function ϕ such that $\mathbf{f} = \nabla\phi$. This means that \mathbf{f} is the gradient of ϕ .

One of the most important applications of gradient functions is in the study of optimization. The gradient of a function ϕ at a point \mathbf{a} is a vector that points in the direction of the steepest increase of ϕ at \mathbf{a} . The level sets of ϕ are the sets of points where ϕ is constant.

Liebe Leserinnen und Leser,

in Paragraph 3a des Baden-Württembergischen Denkmalschutzgesetzes sind die Aufgaben des Landesamtes für Denkmalpflege festgeschrieben. Dass der Schutz und die Pflege der Denkmale dazugehören, ist naheliegend und lässt sich schon aus der Bezeichnung „Denkmalamt“ ableiten. Auf den ersten Blick nicht ganz so naheliegend sind unsere beiden anderen gesetzlichen Aufgaben: die Vermittlung und die Forschung. Ein Produkt der Vermittlung halten Sie in Händen, liebe Leserinnen und Leser. Das Nachrichtenblatt ist nach wie vor, auch nach seiner Evaluation (vgl. Nachrichtenblatt 02/2024), das auflagenstärkste Publikationsorgan der Denkmalfachämter Deutschlands. Zur Vermittlung zählen zudem unsere Homepage und unsere Auftritte bei YouTube und Instagram, unsere Veranstaltungen, die Bücher, Informationsbroschüren, das Schulungsprogramm für unser Partnerfeld in der Denkmalpflege sowie nicht zuletzt die zahlreichen Ausstellungen, die wir allein oder mit Partnern durchführen. Herausragendes Beispiel dafür ist die Große Landesausstellung „THE hidden LÄND – Wir im ersten Jahrtausend“, die das Landesamt für Denkmalpflege derzeit zusammen mit dem Archäologischen Landesmuseum bis zum 26. Januar 2025 im Kunstgebäude in Stuttgart präsentiert.

Was aber hat es mit dem Forschungsauftrag auf sich, den der Gesetzgeber erst jüngst in der Novellierung des Denkmalschutzgesetzes 2023 bekräftigt hat? Wie ist er mit dem Bild zu vereinbaren, das sich die Öffentlichkeit von einer Verwaltungsbehörde macht? Ist Forschung nicht ureigene Domäne der Universitäten und Forschungsinstitutionen wie der Max-Planck- oder der Fraunhofer-Gesellschaft? Tatsächlich arbeitet die Landesdenkmalpflege auch auf diesem Feld sehr erfolgreich. Forschung ist unerlässlich, um festzustellen, ob ein Gebäude ein Kulturdenkmal ist und seine (Bau-)Geschichte nachgezeichnet werden kann. Wie mit modernen Baumaterialien konservatorisch umzugehen ist, wird ebenso am Landesamt für Denkmalpflege erforscht wie adäquate Restaurierungs- und Konservierungsmethoden. Ohne die Forschungen des Landesamtes wüssten wir deutlich weniger von der früheisenzeitlichen Siedlungskammer rund um die Heuneburg, vom Verlauf des Limes oder den Feuchtbodensiedlungen in Oberschwaben und am Bodensee. Unbekannt wären uns all die Fundstellen entlang der ICE-, Gas- und Autobahntrassen, die Geschichte von Kirchen, Schlössern, Burgen, Fernmeldetürmen und Hochhäusern, von Parkanlagen und von zahlreichen Sammlungen im Land. Im Ihnen vorliegenden Heft des Nachrichtenblattes finden Sie etliche Beiträge, die dieser Denkmalforschung gewidmet sind, wie zum Beispiel zum jungsteinzeitlichen Hämatitabbau im Südschwarzwald oder über das Erfassungsprojekt der Weißenhofsiedlung in Stuttgart. All diesen Studien der Landesdenkmalpflege ist gemeinsam, dass sie sowohl Grundlagenforschung sind als auch dem Schutz und Erhalt unserer Denkmallandschaft dienen. Denn letztlich kann man nur schützen, was man kennt. Nur auf Basis dieser Kenntnisse kann das Landesamt für Denkmalpflege den Verwaltungsaufgaben nachkommen, die es selbstverständlich auch hat. Liebe Leserinnen und Leser, egal, ob Sie die Aufsätze nun im Lichte dieser Überlegungen lesen, als reine Arbeitsberichte einer staatlichen Behörde verstehen oder einfach Ihr eigenes Wissen erweitern möchten, ich hoffe, Sie tun dies mit Gewinn, und wünsche Ihnen eine anregende Lektüre mit dem aktuellen Nachrichtenblatt!

Prof. Dr. Claus Wolf

Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege



Inhalt

▶ IM FOKUS

- 250 **Von höchsten Höhen und tiefsten Tiefen – Eine Denkmalwoche der großen Emotionen** ①
Denkmalreise, Nacht und Tag des offenen Denkmals 2024
Karin Läßle/Marlene Biermann/Christiane Schick

▶ WELTERBE

- 254 **Alte Forschungen neu entdeckt** ②
Die Baugeschichte der Kirche St. Maria und Markus in Reichenau-Mittelzell birgt noch viele Geheimnisse
Marlene Kleiner

▶ FORSCHUNGSPROJEKT

- 258 **Der Schwarzwald, der Hämatit und die Jungsteinzeit** ③
Archäologisch-naturwissenschaftliche Untersuchungen zu Bergbau und Landnutzung im Südschwarzwald
Guntram Gassmann/Elena Marinova/Manfred Rösch

▶ DENKMALWISSEN

- 266 **Grabsteine als Klein- und Kulturdenkmale** ④
Werke des Pforzheimer Bildhauers Fritz Wolber in seiner Heimatstadt Schiltach
Hans Harter
- 274 **Unbekannte Einblicke** ⑤
Neu entdeckte historische Fotografien veranschaulichen die Brückenbautechnik der Jahrhundertwende
Geraldine Buchenau
- 282 **Chicago – Paris – Baden-Baden?** ⑥
Das BABO als Vorreiter deutscher Glashochhäuser
Carla Heym/Peter Kifinger/Ahmad Aboukhriba/Christian Kayser

▶ **ENTDECKUNGEN AUS DEN ARCHIVEN**

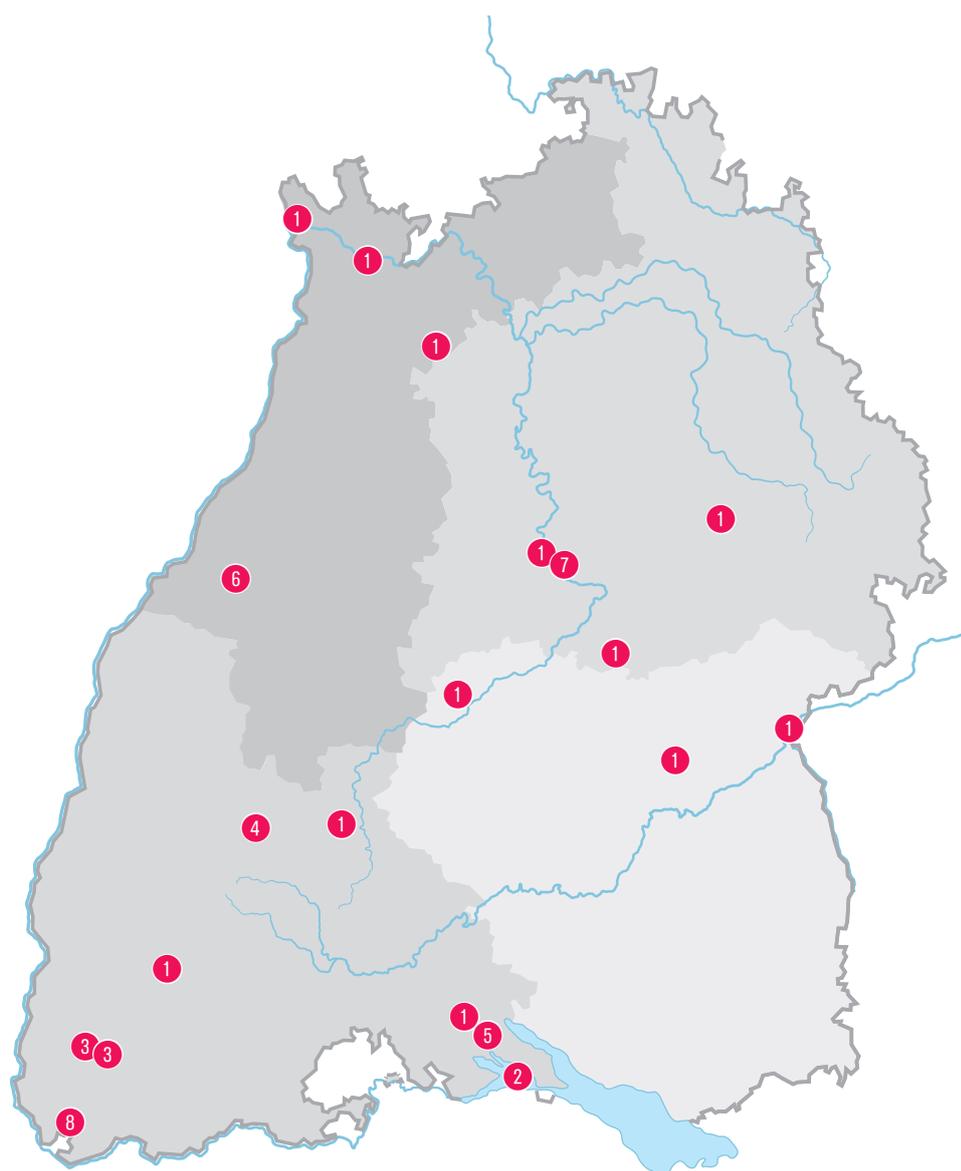
- 290 **Der Wissensspeicher Weißenhofsiedlung** ⑦
 Eine wesentliche Grundlage für den denkmalpflegerischen Umgang
 Inken Gaukel

▶ **INTERVIEW**

- 294 **Einer für alle?** ⑧
 Interview mit Monika Neuhöfer-Avdić, Bürgermeisterin der Stadt Lörrach, und Annette Buchauer, Leiterin der Stabsstelle Strategische Projektentwicklung „Zukunft Rathaus“
 Tobias Venedey

▶ **ANHANG**

- 302 **Rezensionen**
 304 **Gut zu wissen**
 306 **Aktuelles**
 314 **Neuerscheinungen**



Von höchsten Höhen und tiefsten Tiefen – Eine Denkmalwoche der großen Emotionen

Denkmalreise, Nacht und Tag des offenen Denkmals 2024

Karin Läßle/Marlene Biermann/Christiane Schick

Anfang September begeht die Landesdenkmalpflege traditionell ihre „Denkmalwoche“. Den Auftakt bildete wie in jedem Jahr die Denkmalreise des Ministeriums für Landesentwicklung und Wohnen Baden-Württemberg (MLW) mit Ministerin Nicole Razavi MdL und Staatssekretärin Andrea Lindlohr MdL. Die Reise durch Baden-Württemberg stand unter dem diesjährigen Motto des Tages des offenen Denkmals „Wahr-Zeichen. Zeitzeugen der Geschichte“. Zum krönenden Abschluss und zum Startschuss für den Tag des offenen Denkmals kam man in der Staufferstadt Schwäbisch Gmünd zusammen.

Denkmalreise

Ministerin Razavi startete am 2. September ihre Denkmalreise im Regierungsbezirk Stuttgart mit dem Besuch des Stuttgarter Fernsehturms. Dieser gilt für die Region Stuttgart und auch darüber hinaus als echtes Wahrzeichen: Der 1956 erbaute Fernsehturm war weltweit der erste seiner Art. „Wahrzeichen sind wichtige Orte der Identifikation. Wenn wir sie erblicken, spüren wir, was Heimat ist“, sagte Ministerin Razavi. Beim Besichtigen der Besucherterrasse (Abb. 2) mit einem grandiosen Blick über Stuttgart konnte man dieses Gefühl ganz unmittelbar spüren. Wie Heimat für viele Menschen vor etwa 2500 Jahren ausgesehen haben könnte, zeigte sich anschließend in Erken-

brechtsweiler. Hier besuchte die Ministerin das im Juni 2024 neu eröffnete Heidengrabenzentrum und das keltische Oppidum Heidengraben. Der Heidengraben ist die größte befestigte spätkeltische Siedlung der vorrömischen Eisenzeit auf dem europäischen Festland.

Am Folgetag im Regierungsbezirk Karlsruhe machte Ministerin Razavi zuerst Station auf dem Eichelberg bei Sinsheim-Hilsbach. Bei der aktuellen archäologischen Grabung dort wurden Teile einer Wall-Graben-Anlage aus vorgeschichtlicher Zeit freigelegt, die das Plateau an der Ostseite begrenzte. Die Frage, in welchen historischen Kontext die Anlage einzuordnen ist, wird im Rahmen des Projekts weiter erörtert. Der anschlie-



Bende Einblick in den „Studentenkarzer“ (Abb. 3) versetzte die Gruppe in die Zeit der vorletzten Jahrhundertwende in der Universitätsstadt Heidelberg. Die Universität übte für Vergehen ihrer Studenten die Gerichtsbarkeit aus und nutzte für den Arrest den sogenannten Karzer. Die Freiheiten der Inhaftierten waren dort in den letzten Jahren der Nutzung so groß, dass sich ein Arrest zu einem regelrechten „Must-have“ für die Studenten entwickelte – war es doch ein Ort, an dem ungestört rauschende Feste mit reichlich Alkohol gefeiert werden konnten. Zum Zeitvertreib bemalten die Studenten die Wände des Karzers. Diese heute weltberühmten Malereien wurden unter Federführung des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart restauriert und weiterhin konservatorisch begleitet. Zum Abschluss des Reisetages stand für die Gruppe der Besuch einer der größten Theaterbaustellen Deutschlands auf dem Programm. Die Sanierung des Nationaltheaters in Mannheim mit den geplanten unterirdischen Erweiterungen stellt Beteiligte samt Anwohnerschaft vor große Herausforderungen. Nach dem Rundgang stand jedoch fest: Dieses „Feuerwerk an Festlichkeit“ wird in naher Zukunft wieder funkeln.

Der erste Reisetag von Staatssekretärin Lindlohr startete in Flözlingen bei Zimmern ob Rottweil. Vor dem „Storz-Hof“ begrüßte der junge Bauherr die Anwesenden herzlich. Mit den fachlichen Hintergrundinformationen, dem Einblick in die ursprünglichen Innenräume und der zentralen Lage wurde schnell die herausragende Bedeutung des Gebäudes in historischer, denkmalfachlicher und identitätsstiftender Sicht deutlich. Es verwundert daher nicht, dass der „Storz-Hof“ im Ort als Wahr-Zeichen verstanden wird. Der engagierte Bauherr nahm die Gruppe auch mit in seine ganz persönliche Storz-Hof-Geschichte: „Auf dem Weg zum Schulbus führte mein Weg jeden Tag an diesem Haus vorbei – es ist ein Teil meiner Kindheit und Jugend.“ Als der Hof schließlich immer mehr verfiel, entschied er kurzerhand, ihn zu kaufen. Welch große Aufgabe die Sanierung eines solchen Objekts bedeutet, ist augenscheinlich. Nach dem Rundgang war aber auch klar, welche Zutaten essenziell für ein solches Vorhaben sind: Hingabe und Herzblut! Beides kennzeichnet auch die Bauherrschaft einer ehemaligen Tankstelle in Kirchzarten, welche die Gruppe an der nächsten Station empfing. Das Objekt aus den 1950er Jahren wurde als Typenbau in Serie

1 Einzug mit Kaiser Barbarossa und Kaiserin Beatrix in die Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd. (dahinter v. l. Dr. Joachim Bläse, Prof. Dr. Claus Wolf, Nicole Razavi MdL, Robert Kloker, Richard Arnold)

2 Die Teilnehmenden der Denkmalreise 2024 auf der Besucherplattform des Stuttgarter Fernsehturms.



errichtet und ist heute einer der letzten Vertreter dieses Gebäudetyps. Bei der Projektvorstellung nahm die gute Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege einen großen Raum ein. Deutlich wurde, wie wichtig ein enger und kompromissorientierter Austausch ist, um das Gebäude gemeinsam in einen neuen Abschnitt seiner Geschichte – fortan als Wohnhaus – zu führen. „Wohnen im Kulturdenkmal schafft einzigartige Lebensräume. Durch das denkmalverträgliche Umnutzungskonzept bleibt die einmalige Charakteristik des Denkmals erhalten“, sagte Staatssekretärin Lindlohr. Für die letzte Station im Regierungsbezirk Freiburg begab sich die Gruppe ins Brudertal in die Nähe von Engen. Das Team vom Landesamt für Denkmalpflege hat dort mit der Drexlerhöhle eine archäologische Sensation in seiner Obhut. Es hat den Eingang der Höhle freigelegt und sich so einen Weg gebahnt zu einem archäologischen Fundplatz, der bisher vom modernen Menschen unberührt geblieben ist (Abb. 4). Der ursprüngliche Zustand und die zahlreichen gut erhaltenen Funde beeindrucken die Experten.

Am letzten Tag der Denkmalreise besichtigte Staatssekretärin Lindlohr im Regierungsbezirk Tü-

bingen das Ulmer Münster, die hallstattzeitliche Befestigungsanlage Althayingen und das Hilfskrankenhaus in Rottenburg am Neckar. Während in Ulm deutlich wurde, welche restauratorischen Höchstleistungen an solch einem hochrangigen Kulturdenkmal für seine Erhaltung vollbracht werden müssen, faszinierte in Hayingen vor allem der Forschergeist der (teilweise ehrenamtlichen) Archäologinnen und Archäologen. Seit 2020 suchen sie auf einem Plateau im Wald akribisch nach keltischen Siedlungsspuren – und wurden bereits mit einigen herausragenden Funden und neuen Erkenntnissen für ihre Ausdauer belohnt. Dass Heimat nicht immer schön sein muss, machte vor allem die Besichtigung des unterirdischen Bunker-Krankenhauses deutlich. Es handelt sich dabei um einen der frühesten Erprobungsbauten der Bundesrepublik Deutschland während des Kalten Krieges in den 1960er Jahren. Im Ernstfall sollte es

als voll funktionsfähiges Krankenhaus Platz für 400 Patientinnen und Patienten sowie 100 Mitarbeitende bieten. Beklommenheit war eines der Gefühle, die sich während der Besichtigung bei den Teilnehmenden der Denkmalreise breit machten. Wohl kaum jemand mochte sich vorstellen, in dem düsteren Bunker ohne Tageslicht und Frischluft, eng zusammengepfertcht mit vielen Kranken und Verletzten, mehrere Tage ausharren zu müssen. Auch wenn das unterirdische Krankenhaus nie zum Einsatz kam, so ist es doch mit seiner mahnenden Funktion ein wichtiger Zeitzeuge der Geschichte.

Eröffnung Tag des offenen Denkmals und Nacht des offenen Denkmals

Mit einem fulminant inszenierten Einzug in die reromanisierte Johanniskirche startete am 7. September in Schwäbisch Gmünd die Nacht des offenen Denkmals als Eröffnungsfeier zum Tag des offenen Denkmals (Abb. 1).

Zuvor hatte Oberbürgermeister Richard Arnold die rund 300 Gäste im Festsaal des Museums Prediger gebeten, sich auf den roten Teppich des Museumsvorplatzes zu begeben. „Wir sind die älteste Stauferstadt – bei uns werden Geschichte

Glossar

Reromanisierung Rückführung eines (Kirchen-)Gebäudes in seinen (angenommenen) ursprünglichen Erbauungsstil der Romanik. Berühmtestes Beispiel: der Speyrer Dom.

Abbildungsnachweis:

1, 3–5 RPS-LAD, UR

2 SWR Media Services GmbH, Patrick Schnauffer

3 Dr. Dörthe Jakobs (LAD) erläutert Ministerin Nicole Razavi MdL die Sanierungsmaßnahmen im Heidelberger „Karzer“.



und Tradition gelebt“, sagte Arnold. Entsprechend geleiteten Laiendarstellerinnen und -darsteller des Vereins Staufersaga e.V. gemeinsam mit der Jagdhornbläser-Vereinigung die Anwesenden mit kurzen Szenen zurück in die Welt des Mittelalters.

In der Kirche, unter den „gestrengen Augen“ des Kaiserpaares Friedrich I. Barbarossa und Beatrix von Burgund, begrüßten der Oberbürgermeister, Dekan Robert Kloker und Landrat Dr. Joachim Bläse die Gäste. Ministerin Razavi sagte: „In den Jahrhunderten seit den Stauferkaisern hat sich in Schwäbisch Gmünd und im ganzen Land viel gelebte Geschichte ereignet. Das hat Spuren und Zeugnisse hinterlassen. Es ist wichtig, dass wir dieses Erbe kennen, verstehen und pflegen. Schwäbisch Gmünd ist reich an Wahrzeichen und Zeitzeugen der Geschichte. Lassen Sie uns bei der zehnten Nacht des offenen Denkmals erleben, was uns die Wahrzeichen als Zeugen der Geschichte erzählen können.“

Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege, ergänzte, dass Denkmale als historische Zeugnisse möglichst in ihrer originalen Substanz zu erhalten seien und dass sie als Wahrzeichen von der jeweiligen Epoche, aus der sie stammen, Zeugnis ablegen. Zudem seien die meisten Denkmale „positive Bezugspunkte“ und würden dazu beitragen, dass man hier gerne lebe.



Bei der anschließenden Nacht des offenen Denkmals empfing die Menschen ein Schwäbisch Gmünd in „Denkmal-Stimmung“. Mit zahlreichen sonst verschlossenen Kulturdenkmälern, Führungen und Vorträgen sowie Musik und weiteren Darbietungen bot die Stadt den Interessierten ein vielfältiges Angebot, das reges Interesse fand. Beispielhaft sei der geöffnete Johannisturm erwähnt. Die angenehmen Temperaturen und zahlreichen reizvoll illuminierten Gebäude machten den nächtlichen Denkmal-Spaziergang zu einem ganz besonderen Erlebnis (Abb. 5). Am folgenden Tag des offenen Denkmals, dessen Aktivitäten jedes Jahr von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz koordiniert werden, konnten schließlich in der gesamten Republik Kulturdenkmale besichtigt werden. Auch an diesem Tag beteiligten sich wieder zahlreiche Beschäftigte des Landesamtes für Denkmalpflege an den vielen Angeboten in Baden-Württemberg.

4 Dr. Yvonne Tafelmaier (LAD) und Staatssekretärin Andrea Lindlohr MdL bei der Erklärung der archäologischen Grabung an der Drexlerhöhle.

5 Die illuminierte Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd bei Nacht.



Alte Forschungen neu entdeckt

Die Baugeschichte der Kirche St. Maria und Markus in Reichenau-Mittelzell birgt noch viele Geheimnisse

Marlene Kleiner

Das Kloster Reichenau feiert in diesem Jahr sein 1300-jähriges Jubiläum, dem sich 2025 das 25-jährige Jubiläum als UNESCO-Welterbestätte Klosterinsel Reichenau anschließt. Der in der Welterbekonvention der UNESCO geforderten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Welterbestätte wird auf der Reichenau seit Langem nachgekommen. Bereits vor über 100 Jahren rückte die Hauptkirche der Insel in den Fokus der kunsthistorischen Forschung. Seitdem wurden zahlreiche (bau-)archäologische Untersuchungen in der Kirche und angrenzenden Bereichen durchgeführt, deren Auswertung aussteht.

Mehr als ein Jahrhundert Forschungsgeschichte

Bereits 1921 wurden in der Kirche erste Bauuntersuchungen durchgeführt, veranlasst durch den damaligen Leiter des Bezirksbauamtes Konstanz Emil Reisser. Sie bilden den Auftakt einer inzwischen über 100-jährigen Forschungsgeschichte zum Reichenauer Münster (Abb. 1). Als die Kirche ab 1929 renoviert wurde, nutzte Reisser die Gelegenheit für umfassende baubegleitende Ausgrabungen und Bauuntersuchungen, die über die Hälfte der Grundfläche des Münsters umfassten und bis zum Ende seiner Amtszeit 1941 andauerten. Es ist als ein zentrales Verdienst Reissers zu würdigen, dass er insgesamt 17 seiner Grabungs-

schnitte durch Öffnungen im Fußboden zugänglich gelassen hat.

Im Zeitraum von 1970 bis 1984 folgten zahlreiche kleine Grabungen sowie 1978 bis 1983 große Ausgrabungen im Bereich der ehemaligen Abtspfalz und des karolingischen Klausur-Westflügels durch Alfons Zettler, später Professor für Geschichte des Mittelalters an der TU Dortmund. 1992 bis 2006 fanden kleinere Ausgrabungen im Bereich der Abtspfalz und des Klosterfriedhofs, eine geophysikalische Prospektion des Klausurbereichs sowie eine fotografische Dokumentation von kurzzeitig freiliegendem Mauerwerk an der Außenwand des Nordseitenschiffs statt.



Im Auftrag des Instituts für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg und finanziert durch das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart wurden 2021 alle von Reisser zugänglich gelassenen Grabungsschächte durch den erfahrenen Frühmittelalterarchäologen Dieter Lammers gereinigt und mit modernen Methoden nachdokumentiert. In diesem Zuge wurden auch Mörtel- und Holzkohleproben genommen und durch Roland Prien vom Heidelberg Zentrum Kulturelles Erbe (HCCH) hochauflösende 3-D-Scans der alten Grabungsschächte sowie aller freiliegenden Mauerwerksbereiche in der Kirche und angrenzenden Räumen angefertigt. Anfang 2023 wurden die Grabungen im östlichen Klausurbereich anlässlich der Erneuerung eines Entwässerungskanal stellenweise wieder freigelegt und ihre Dokumentation durch das Landesamt für Denkmalpflege begleitet.

Die Dokumentationen sind bis heute nicht ausgewertet

Eine archäologische oder bauhistorische Untersuchung alleine ergibt noch keine Forschungserkenntnisse. Dafür muss die angefertigte Doku-

mentation zunächst genau analysiert und dann vor dem Hintergrund der bisherigen Forschungen und im Vergleich mit anderen Objekten interpretiert werden. Eine solche umfassende Auswertung liegt bislang für keine der zahlreichen Untersuchungen zur Mittelzeller Kirche vor. Sie war nicht das Ziel der 1960 bzw. 1988 publizierten Dissertationen von Emil Reisser (gest. 1943) und Alfons Zettler, die nur punktuell auf einzelne Teilergebnisse eingehen. Im Zuge seiner Recherchen fand Zettler jedoch die verschollen geglaubten Grabungszeichnungen Reissers wieder und glich diese wo immer möglich mit seinen eigenen Ergebnissen ab. Auch die kleineren Untersuchungen seit 1992 und die neuen Dokumentationen seit 2021 sind bislang nicht ausgewertet.

Die Publikation der Dissertationen von Emil Reisser (posthum publiziert durch den Deutschen Verein für Kunstwissenschaft) und Alfons Zettler hat dazu geführt, dass die Mittelzeller Kirche in der öffentlichen und auch der wissenschaftlichen Wahrnehmung als recht gut erforscht gilt. Vor dem Hintergrund der jüngeren Forschungen zu St. Georg in Oberzell sowie zu St. Peter und Paul in Niederzell wird jedoch offenbar, dass die Baugeschichte des Münsters St. Maria und Markus in

1 Die Kirche St. Maria und Markus von Nordosten aus gesehen.

2 An der Südmauer des heutigen Schatzkammer-Untergeschosses zeichnet sich ein großer Torbogen ab.

3 Blick von Osten auf die nachträglich in die südliche Apside eingebrochene, später wieder vermauerte Tür.



Mittelzell, der Hauptkirche des UNESCO-Weltkulturerbes „Klosterinsel Reichenau“, nach wie vor ein Desiderat ist.

Neue Thesen zur Baugeschichte

Vor dem Hintergrund des seit den Publikationen Reissers und Zettlers erheblich vorangeschrittenen Forschungsstands zu frühmittelalterlicher Architektur, zu Kirchenfamilien und Inselklöstern zeichnen sich bereits nach einer cursorischen Durchsicht der vorliegenden Dokumentationen erste Ansatzpunkte ab, an denen die Baugeschichte der Mittelzeller Kirche umgeschrieben oder ergänzt werden muss.

So hat zum Beispiel ein zweigeschossiger Bau, der bislang als Sakristei des 9. Jahrhunderts interpretiert wurde und in dem sich heute die Schatzkammer des Münsters befindet, zwei prächtige Toröffnungen auf einem Niveau, das mit keiner bisher bekannten Bauphase der Kirche korrespondiert (Abb. 2). Der Bau ist der älteste erhaltene Bauteil der Anlage und dürfte sogar noch von einer bisher unbekanntem steinernen Vorbebauung aus der Zeit vor der Klostergründung 724 stammen. Zu derselben Bauphase könnte ein von Reisser südlich dieses Gebäudes dokumentierter Steinbau zählen, der mit einer gemauerten Bank ausgestattet war. Weiter westlich ist ein Holzgebäude zu vermuten, das ebenfalls vor der Klostergründung bestanden haben muss. Auch die 2006 angetroffenen Gräber sind wohl älter als das Kloster.

Zwischen diesen drei Gebäuden wurde nach der Klostergründung eine erste steinerne Saalkirche errichtet, deren Mauern auf die ältere Bebauung

reagieren. Dies würde bedeuten, dass das Kloster Reichenau nicht wie bisher angenommen auf einer unbewohnten, unwirtlichen Insel gegründet wurde, sondern innerhalb einer bereits bestehenden Siedlung, an einem Adelshof oder einer frühen geistlichen Gemeinschaft. Für den Altarraum einer Klosterkirche wäre ungewöhnlich, dass dort in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts drei Personen bestattet wurden. Da Bestattungen in der Regel an einem eigens dafür vorgesehenen Ort abseits der Hauptkirche stattfanden, sind sie ein Hinweis darauf, dass der Saalbau nicht als Hauptkirche des Klosters und Ort des Chorgebetes der Mönche interpretiert werden muss, sondern als Ort des Totengedenkens und der Memoria, und dass die Mönchskirche an anderer Stelle in der Nähe stand.

Im späteren 8. Jahrhundert wurde die Saalkirche nach Westen erweitert und erhielt eine westliche Vorhalle, wobei zwischen Altbau und Erweiterung eine Mauer bestehen blieb. Sie trennte die Kirche in einen östlichen Kleriker- und einen westlichen Laienbereich. Der Ostteil wurde mit einer gemauerten Sitzbank vor der Ostwand und zwei neuen Nebenaltären ausgestattet.

Dieser Bau wurde Anfang des 9. Jahrhunderts unter Abt Haito (806–823) durch eine neue Klosterkirche überbaut. Deren kurzes, dreischiffiges Langhaus mündete in einem heute noch erhaltenen östlichen Querhaus, der Altarraum schloss mit einer Doppelapsis. Die in der Grabungsdokumentation festgehaltenen Laufniveaus von Vierung und Doppelapsis sprechen dafür, dass der Altarraum gegenüber der Vierung stark erhöht war und sich darunter eine Krypta befand, wie

dies auch auf dem 825/26 auf der Reichenau entstandenen St. Galler Klosterplan dargestellt ist. Unter Abt Erlebold (823–838) erhielt die Kirche kurze Zeit später ein großes Westquerhaus, an das sich zwei quadratische Türme und eine Eingangshalle anschlossen. Im Zusammenhang mit der neu propagierten Verehrung der Markusreliquien wurde die Vorhalle bald zu einem westlichen Altarraum umgebaut und ein westlicher Chorbereich abgeschränkt.

Im 10. Jahrhundert wurde östlich der Kirche eine Außenkrypta mit einer runden Scheitelkapelle errichtet. Sie war durch zwei Türen zugänglich, die – auf Kryptenniveau, nicht auf Sanktuariumsniveau – nachträglich in die bestehende Doppelpapsis eingebrochen wurden (Abb. 3).

Unter Abt Bern (1008–1048) erfolgte bis 1048 der bis heute größtenteils erhaltene, aufwendige Neubau des Westteils mit großem Westquerhaus, Vierung, zwei kleinen Querarmapsiden und außen mit einem Turm umbauter Westapsis. Im 12. Jahrhundert wurde schließlich unter Abt Diethelm von Krenkingen (1169–1206) das Langhaus neu gebaut. Am Übergang von den Seitenschiffen zu den Westquerarmen entstand dabei anstelle der Querarmapsiden je eine Doppelarkade, die im Norden von einem wiederverwendeten Rechteckpfeiler des Bern-Baus, im Süden von einer modern fälschlich als „Witigowo-Säule“ bezeichneten Säule des karolingerzeitlichen Haito-Baus getragen wird (Abb. 4).

Neues Auswertungsprojekt in Vorbereitung

Die hier präsentierten Thesen beruhen auf einer ersten kursorischen Durchsicht der Dokumentationen. Um die Geheimnisse des Mittelzeller Münsters zu lüften und das gesamte Kloster Reichenau zu verstehen, ist eine gründliche Prüfung dieser Thesen unerlässlich. Sie muss im Rahmen einer zusammenführenden architekturhistorischen Auswertung aller vorliegenden Dokumentationen erfolgen. Nur so kann ein möglichst lückenloses Bild des mittelalterlichen klösterlichen Lebens und Bauens auf der Welterbe-Insel gewonnen werden, anhand dessen Forschungsfragen zu frühmittelalterlichen Klosterstrukturen,

Literatur

Marlene Kleiner: Keine Gründung auf der grünen Wiese? Neue Thesen und offene Fragen zur Baugeschichte des Reichenauer Münsters, in: Die Klosterinsel Reichenau im Mittelalter. Geschichte – Kunst – Architektur, hg. v. Wolfgang Zimmermann, Olaf Siart und Marvin Gedigk, Regensburg 2024, S. 132–145.

Peter Eggenberger: Beiträge zur Baugeschichte der Kirche St. Georg in Oberzell auf der Reichenau, in: Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung 6, 2005, S. 215–327.

Abbildungsnachweis

1, 2, 4 Steffen Fuchs, IEK

3 Kunsthistorisches Institut der Uni Freiburg, Fotobücher Emil Reisser

Kirchenfamilien oder zur Sakraltopografie von Inselklöstern (neu) diskutiert werden können.

In der Vorbereitung für dieses Forschungsprojekt, das derzeit noch nicht finanziert ist, wurden die Unterlagen aller bisherigen Forschungskampagnen in der Mittelzeller Kirche und ihrer Umgebung durch Marlene Kleiner, Sandra Kriszt und Matthias Untermann vom Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg gesichtet. Dabei stellte sich heraus, dass alle Dokumentationen nahezu vollständig vorliegen und zudem ausgesprochen genau, detailreich, gut strukturiert und gut lesbar sind. Eine zusammenführende Auswertung aller Grabungs- und Bauforschungskampagnen an der Mittelzeller Kirche verspricht nicht nur zahlreiche neue Erkenntnisse zur Geschichte des Klosters Reichenau, sondern würde auch wichtige weiterführende Forschungen zu Inselklöstern, Kirchenfamilien und frühem Mönchtum ermöglichen.

4 Der Blick von Westen in das Westquerhaus zeigt die beiden wiederverwendeten Stützen.



Der Schwarzwald, der Hämatit und die Jungsteinzeit

Archäologisch-naturwissenschaftliche Untersuchungen zu Bergbau und Landnutzung im Südschwarzwald

Guntram Gassmann/Elena Marinova/Manfred Rösch

Für den Nordschwarzwald konnten Untersuchungen des Landesamtes für Denkmalpflege (LAD) bereits vor einigen Jahren Bergbau und Landnutzung seit der Hallstattzeit nachweisen. Noch viel weiter zurück reicht der Nachweis alten Bergbaus im Südschwarzwald. Dort lässt sich in Sulzburg und Münsterhalden ein umfangreicher Hämatitbergbau in der Jungsteinzeit (wahrscheinlich Bandkeramik) belegen. Zahlreiche an den Felsen erhaltene Abbauspuren mit Steingeräten und sehr viele meist zerbrochene Steinwerkzeuge (Abb. 1) zeugen davon. Die Pollenarchive aus den Schwarzwälder Seen und Mooren, untersucht durch das Labor für Archäobotanik des LAD, liefern Informationen über die Vegetationsveränderungen und die Landschaftsentwicklung während der frühen Besiedlung der Region.

Bergbau und Erzverwendung vor den Metallzeiten

Hämatit oder Blutstein, auch als Eisenglanz, Specularit, Roteisenstein oder Roteisenerz bezeichnet, ist ein häufig vorkommendes Mineral aus der Mineralklasse der Oxide mit der Summenformel Fe_2O_3 , die häufigste natürlich auftretende Modifikation des Eisen(III)-oxids. Man könnte es zu Eisen verhütten, doch ist es auch als ungiftige rote Pigmentfarbe verwendbar. Untersuchungen an linienbandkeramischen Bestattungen ergaben, dass die Haut der Bestatteten oft mit Hämatit gefärbt oder ihnen Hämatit als Rohstoff beigegeben

war. Es wird vermutet, dass auch die Lebenden sich damit zu bestimmten Anlässen rot färbten. Diese Sitte lässt sich andernorts weit in die Altsteinzeit zurückverfolgen. Ihre rituellen Hintergründe lassen Raum für Spekulationen in verschiedene Richtungen zu. Die Kultur der Linienbandkeramik hatte Siedlungen in der Oberrheinischen Tiefebene wie auch am Neckar oder im Hegau, auf fruchtbaren Böden in warmem, trockenem Klima. Aus dem Schwarzwald ist nichts dergleichen bekannt. Sofern dort schon Menschen lebten, müssen es mesolithische Wildbeuter gewesen sein. Da es in den Lössgebieten



aber keine Hämatitvorkommen gibt, erhebt sich die Frage, woher die Menschen in der Ebene ihre rote Körperfarbe bezogen.

Der Schwarzwald, seine Besiedlung und Nutzung

Der Schwarzwald erstreckt sich als Mittelgebirge über eine Fläche von 6000 km² zwischen dem Hochrhein im Süden, dem Oberrhein im Westen, der Kraichgaumulde im Norden und dem Neckartal und der Baar im Osten. Aus Graniten und Gneisen, im Norden aus Buntsandstein aufgebaut und mit Höhen bis knapp 1500 m, ist er aufgrund armer Böden und feuchtkühlen Klimas wenig siedlungsgünstig und galt in der älteren Literatur als erst mittelalterlich besiedelt. Das Fehlen von prähistorischen Fundplätzen und auch von frühmittelalterlichen Reihengräberfeldern in seinem Inneren schien das zu bestätigen. Umso überraschender war die Entdeckung eines eisenzeitlichen Bergbaureviere bei Neuenbürg im Nordschwarzwald, das mit dem hallstattzeitlichen Zentralort Hohenasperg/Hochdorf in Verbindung stand. Im Südschwarzwald, der aufgrund der besseren Böden und geringeren Niederschläge etwas günstiger für eine landwirt-

schaftliche Nutzung ist und ebenfalls Erzvorkommen hat, standen solche Entdeckungen noch aus. Jedoch wurde dort bei montanarchäologischen Untersuchungen durch die Universität Freiburg im Münstertal bei Rammelsbach und in Sulzburg ein Hämatitbergwerk entdeckt, das sich aufgrund von archäologischen Funden und Datierung von Holzkohlen in das frühe Neolithikum, wahrscheinlich in die Linienbandkeramik (5200–4900 v. Chr.) datieren lässt. Es gibt allerdings keine kulturchronologisch bedeutsamen Funde wie Keramik, und die Holzkohledaten umfassen einen großen Streubereich.

Archäologische Untersuchungen an Hämatitabbaustellen

Auch 30 Jahre nach den Grabungen der Universität Freiburg waren die alten Grabungsflächen im Gelände noch sichtbar. Die Montanarchäologie im Landesamt für Denkmalpflege beschloss daher, zur Dokumentation des Grabungsplatzes in Sulzburg mit modernen Methoden wie einer 3-D-Aufnahme mittels Drohnenflug die Fundstelle neu und präziser zu erfassen (Abb. 2). Dafür musste sie vorab von Bewuchs befreit werden. In diesem Rahmen wurde auch eine zweite

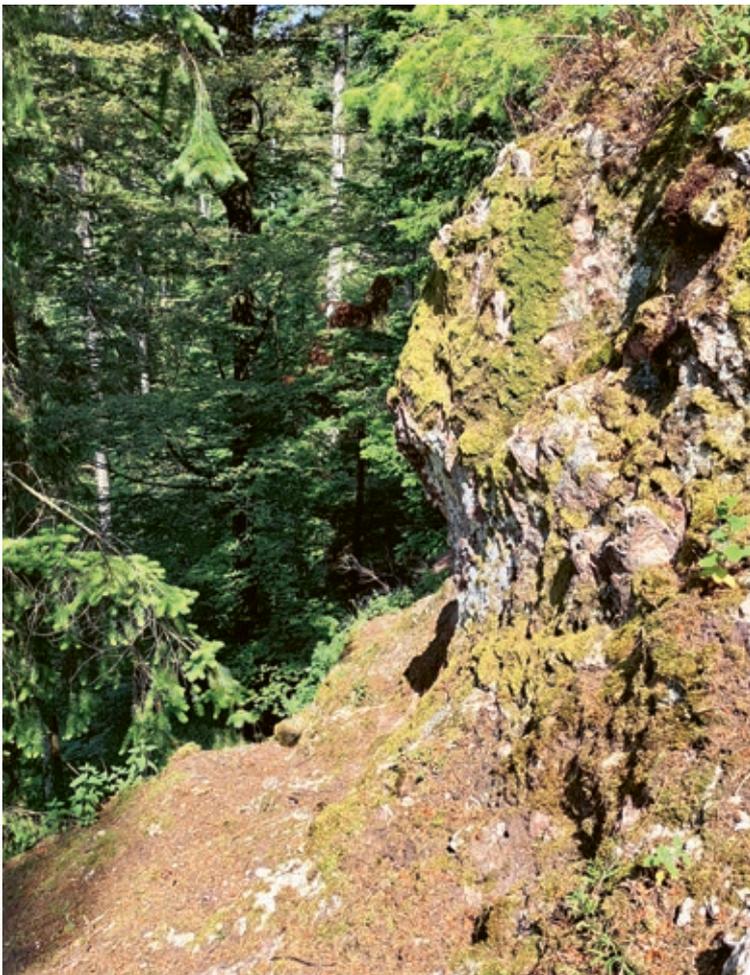
1 Ensemble von Stein-
geräten aus Münsterhalden.

2 Untersuchung der neolithischen Hämatitabbaustelle in Sulzburg (Drohnenaufnahme).



3 Neolithischer muldenförmiger Abbau von Hämatit in Münsterhalden.

Fundstelle im Rammelsbach bei Münsterhalden neu bewertet (Abb. 3) Der Platz liegt im oberen Münstertal auf etwa 850 m Höhe, wenige Kilometer westlich des Belchens, mit 1414 m eine der höchsten Erhebungen des Schwarzwaldes.



Hier hat das Landesamt für Denkmalpflege jüngst neue archäologische Untersuchungen durchgeführt. Testgrabungen, die vor zwei Jahren begonnen wurden, ließen das räumliche Ausmaß des dortigen Abbaus entlang des Erzausbisses an prägnant erscheinenden Felsrippen auf mindestens 500 m Länge verfolgen. Durch gezielt betriebene archäologische Ausgrabungen an einem Felsfuß konnte ein zusammenhängender Hämatitabbau auf 25 m Länge aufgedeckt und dokumentiert werden. Dabei fanden sich neben den Bergbauspuren in Form von Abbaubuckeln (Abb. 4) und Abbauwannen, die auf dumpfe Absplitterungen mit schwerem Steingerät zurückgeführt werden, die überwiegend stark verschlissenen Steingeräte (Abb. 1) neben aufbereitetem Hämatitgrus. Das dortige Montanrevier hat sich als überregional herausragende Fundstelle erwiesen. Die weitere Erforschung steht als unbedingtes Desiderat im Raum.

4 km südlich des Grabungsplatzes liegt auf 915 m Höhe, hervorgegangen aus einem eiszeitlichen Karsee, der Nonnenmattweiher. Die im See seit dem Abschmelzen des Gletschers abgelagerten Sedimente „archivieren“ auch den Pollenniederschlag und machen den Nonnenmattweiher zu einer bestens geeigneten Örtlichkeit, um sich der Frage nach frühem Bergbau und Ressourcennutzung im Gebiet mit vegetationsgeschichtlichen Methoden zu nähern.

Vegetationsgeschichtliche Hinweise auf frühe Besiedlung und Nutzung des Schwarzwaldes

In der älteren Literatur nimmt man an, der Schwarzwald sei erst im Mittelalter besiedelt worden, durch eine Kolonisation initiiert von den Klöstern und der weltlichen Grundherrschaft. Daran aufkommende Zweifel wurden als nicht plausibel verworfen. Hinweise in den Pollendiagrammen, wie Getreidepollen, die auf Ackerbau oder andere Landnutzungsarten hinwiesen, wurden als „Fernflug aus Tieflagen“ interpretiert. Bevor man sich damit auseinandersetzt, muss man sich erst der Rahmenbedingungen und Besonderheiten von Besiedlung und ihrer archäologischen Erforschung im Gebirge bewusst sein.

Die agrarische Nutzung ist hier wegen des kühleren Klimas, der schlechteren Böden und des Reliefs zweifellos erschwert. Das war aber nicht immer so, denn vor der frühesten menschlichen Erschließung waren weite Teile des Schwarzwaldes von einem dünnen Lössschleier bedeckt, der allerdings schon der erstmaligen prähistorischen Nutzung der Bodenerosion zum Opfer fiel. Jungsteinzeitliche Siedler, die aus der Rheinebene zum Schauinsland hochblickten, konnten anhand der Bewaldung keine Zeichen entdecken, die sie vor einer Landnahme in höheren Lagen gewarnt hätten: Vom Rhein bis zum Feldberggipfel bedeckten lichte, haselreiche Eichenmischwälder die Landschaft. Höhenstufen mit deutlich anderer Vegetation bildeten sich erst mit der Ausbreitung der Weißtanne heraus.

Die Zusammenhänge zwischen Boden, Klima und Pflanzenwachstum waren den Menschen nicht bekannt und wurden vermutlich nach dem Prinzip „Versuch und Irrtum“ ermittelt. Ein Beispiel dafür wurde im Pollenprofil aus dem Steerenmoos, in 1000 m Höhe bei Schluchsee-Faulenfürst gelegen, entdeckt. Während etwa drei Jahrhunderten, zwischen 4700 und 4400 v. Chr., also im Mittelneolithikum, lichteteten hier Siedler den Eichenmischwald, um Ackerbau zu betreiben und Vieh zu halten. Danach war diese Episode zu Ende und die Tanne breitete sich aus. Die Ergebnisse vom Steerenmoos waren ein Glückstreffer, was die frühe Landnutzung im Mittelgebirge angeht, und bisher auch ein Einzelfall. Bei einer höheren räumlichen Dichte an Pollenprofilen würde



es wohl keiner bleiben, was auch die hier vorgestellte Untersuchung vom Nonnenmattweiher bestätigt.

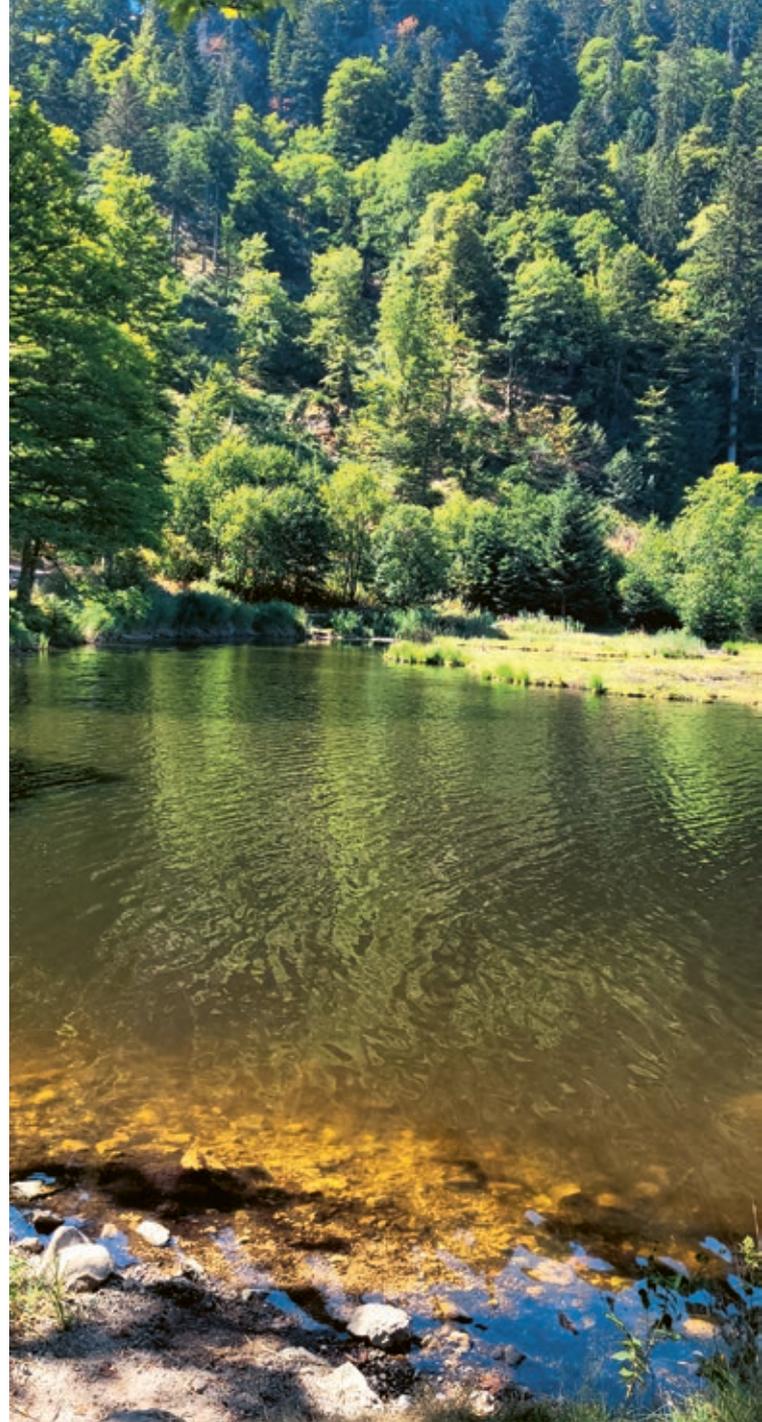
Die archäologischen Befunde von Rammelsbach belegen eindeutig, dass sich bereits in der Jungsteinzeit Menschen in die Berge trauten und dort kulturelle oder anderweitig wichtige Interessen verfolgten. Damit einhergehende landwirtschaftliche Nutzung ist dabei nicht von vornherein auszuschließen.

Aus heutiger Sicht wird die archäologische Erforschung der Mittelgebirge durch weitere Umstände erschwert: Es gibt kaum Bodeneingriffe durch Ackerbau oder Baumaßnahmen, die Funde zutage treten lassen würden. Aufgrund von Bodenerosion in hängigem Gelände sind Fundplätze auf Kuppen oder am Oberhang erodiert, am Unterhang oder in der Mulde unter mächtigen Kolluvien begraben. Daher haben geoarchäologische, geophysikalische oder pollenanalytische Prospektionsmaßnahmen besondere Bedeutung.

Das Pollenprofil Nonnenmattweiher

Um zu prüfen, ob auch in Rammelsbach der Hämatitabbau mit Landwirtschaft, Rodungen oder weiteren Landnutzungsmaßnahmen kombiniert war, wurde im Februar 2023 im wenige Kilometer Luftlinie südlich gelegenen Nonnenmattweiher (Abb. 5, rechts) (bei Neuenweg, Gemeinde Kleines Wiesental) ein Bohrkern entnommen (Abb. 6 und 7). Heutzutage ist der Nonnenmattweiher ein mittels

4 Münsterhalden: neolithischer Hämatitabbau mit buckelförmigen Abbau Spuren von dumpfen Steinschlägeln.



5 Links: Felswand mit den Arbeitsspuren (die leicht gebogene Fläche im unteren Teil) der Grabung Münsterhalden. Rechts: Nonnenmattweiher, aus welchem die naturwissenschaftlich untersuchten Sedimente mit Pollen stammen.

Damm aufgestauter See mit einer Moor- bzw. Torfinsel und zugleich ein ihn und seine Umgebung umfassendes namensgleiches Naturschutzgebiet im Südschwarzwald und Naturraum Hochschwarzwald im Landkreis Lörrach. Die Hohlform des Sees wurde in der letzten Eiszeit von einem Gletscher ausgeschürft.

Für die hier vorgestellte Voruntersuchung wurde bei dicker Eisbedeckung (Abb. 7) vom Schwingrasen in der Nähe von dessen seewärtigem Rand aus mit einem Handbohrgerät (Russischer Torfbohrer) ein Kern entnommen. Dieser, zusammengesetzt aus Teilkernen von jeweils 50 cm, bestand aus 100 cm Schwingrasentorf, unterlagert von einer 4 m mächtigen Wasserlinse. Darunter folgten 3,2 m organische Mudden und basal eiszeitlicher Beckenton. Die Bildungszeit des Schwing-

rasens kann aufgrund des Pollengehalts in der Neuzeit verortet werden. Die Bildung der Sedimente im Liegenden begann vor etwa 15 000 Jahren (Beckenton). Intensiv pollenanalytisch untersucht wurde der Kern zwischen 750 und 670 cm Tiefe (Abb. 8). Das deckt vier Jahrtausende zwischen 7000 und 3000 v. Chr. ab. Aufgrund ähnlicher Pollenzusammensetzung der Proben entlang der Profiltiefe wurden Pollenzonen definiert und von unten durchnummeriert.

Bis zur Mitte des 6. Jahrtausends v. Chr. herrscht im Pollenniederschlag die Hasel vor, ein starker Pollenproduzent, weshalb Ulme und Eiche, die sicher in der Landschaft ebenfalls häufig waren (Pollenzone 1) im Pollendiagramm unterrepräsentiert erscheinen. In dieser Zeit streiften allenfalls vereinzelt Jäger und Sammler durch den Schwarz-

6 Bohrkern aus den Sedimenten von Nonnenmattweiher – unterstes Segment – circa 8 m Tiefe.



wald, und auch in der Rheinebene gab es noch keine Bauern. Zwischen 5500 und 5200 v. Chr. wurden Eiche, Ulme, Linde und Esche häufiger und die Hasel nahm leicht zu, ebenfalls die Birke. Das deutet auf eine Auflichtung des Waldbestandes in der Umgebung. Der Holzkohleeintrag wurde stärker (Pollenzone 2) und weist auf häufige Brandereignisse in der Nähe hin. Das sind Indizien für menschliche Eingriffe, die mit dem altneolithischen Hämatitabbau in Zusammenhang stehen könnten. In dieser Zeit siedelten bereits bandkeramische Bauern im Tiefland, und sie bauten wohl im Schwarzwald Hämatit ab. Möglicherweise wurde das Bergwerk aber auch von der einheimischen mesolithischen Bevölkerung betrieben, und das gewonnene Material gelangte dann per Handel oder Tausch zu den Bauern im Tiefland. Zu dieser Zeit gab es im Schwarzwald noch keinen Ackerbau.

Danach nimmt der Hasel ab (Pollenzone 3). Ulme, Eiche, Linde und Esche erreichten ihre maximale Verbreitung. Die Birke, ein Pioniergehölz der Wiederbewaldung, erreichte um 4900 v. Chr. einen Hochstand. Möglicherweise wurde im Mittelneolithikum der Hämatitabbau eingestellt, und bei der natürlichen Schließung der Lücken, welche die Bergleute in den Wald geschlagen hatten, tat sich zunächst die Birke hervor. Der Eintrag von Holzkohlepartikeln nahm aber weiter zu, was auf fortgesetzte menschliche Aktivitäten hinweist. Spuren von Tannen- und Buchenpollen dürften aus größerer Entfernung angeweht sein. Bestände von Weißtanne und Rotbuche waren aber nicht mehr weit entfernt.

Zwischen 4800 und 4400 v. Chr. erholten sich die Bestände von Hasel und Eichenmischwald wieder (Pollenzone 4). Der Wald hatte sich geschlossen, und menschliche Eingriffe sind kaum wahrnehmbar, abgesehen vom weiterhin erhöhten Holzkohleeintrag.

Kurz nach 4400 v. Chr. erfolgte ein radikaler Umbruch (Pollenzone 5): Hasel und Eichenmischwald gingen rasch und drastisch zurück. Die Weißtanne wurde zum häufigsten Baum. Der sehr starke Holzkohleeintrag deutet auf Brandwirtschaft hin. Gleichzeitig weisen die Gräser und Kräuter (rote Kurve im Hauptdiagramm) auf eine deutliche Entwaldung hin. Besonders zwischen 4300 und

3600 v. Chr. zeigen Getreidepollenfunde, dass auch Ackerbau betrieben wurde. Die Eingriffe erfolgten mit Feuereinsatz, wie der vermehrte Eintrag mikroskopischer Holzkohlepartikel zeigt. An der angeblich ausschließlich natürlichen und nur klimatisch gesteuerten Tannenausbreitung lassen diese Beobachtungen doch gewisse Zweifel aufkommen.

7 Bohrung der Sedimente von Nonnenmattweiher, durchgeführt von Michael Scheu (links) und Guntram Wolff (rechts).



Literatur

Manfred Rösch: Das Michelsberger Erdwerk von Bruchsal „Aue“ und die jungneolithische Landnutzung zwischen Alpen und Ostsee, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 37 (im Druck).

Guntram Gassmann, Günther Wieland und Felicitas Schmitt: Das Neuenbürger Erzrevier. Ein Wirtschaftsraum im Nordschwarzwald während der Späthallstatt- und Frühlatènezeit, in: Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 24, Wiesbaden 2023.

Guntram Gassmann und Daniel Steiniger: Seit Jahrtausenden verdeckt: Neolithischer Hämatitbergbau im Südschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2022, S. 64–68, 2023.

Götz Alper, Guntram Gassmann, Jochen Haberstroh, Christiane Hemker, Peter Heinrich, Katharina Malek, Sabine Schade-Lindig, Matthias Schubert und Manuel Zeiler: Bergbau durch die Jahrtausende, in: Archäologie in Deutschland, Sonderheft 3, 2021.

Thomas Knopf et al: Zur Landnutzungsgeschichte des Südschwarzwaldes – archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 39, 2020, S. 19–101.

Wolfgang Werner und Volker Dennert: Lagerstätten und Bergbau im Schwarzwald –

Ein Führer unter besonderer Berücksichtigung der für die Öffentlichkeit zugänglichen Bergwerke, Freiburg i. Br. 2004.

Manfred Rösch: Long-term human impact as registered in an upland pollen profile from the southern Black Forest, south-western Germany, in: Vegetation History and Archaeobotany 9, 2000, S. 205–218.

Johann Georg Goldammer, Susanne Montag und Hans Page: Nutzung des Feuers in mittel- und nordeuropäischen Landschaften. Geschichte, Methoden, Probleme, Perspektiven. Alfred Toepfer Akademie für Naturschutz, Schneverdingen, NNA-Berichte 10, Heft 5, S. 18–38, 1997.

Gert Goldenberg, Michael Kaiser und Alexander Maass: Neolithischer Hämatitbergbau bei Sulzburg, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1997, S. 33–35.

Glossar

Pollenprofil – ein Sedimentprofil oder Bohrkern, bei welchen in stratigrafischer Sequenz Pollenanalysen durchgeführt wurden.

Pollendiagramm – gibt die relative Häufigkeit der einzelnen Pollenarten, die in einem Pollenprofil festgestellt wurden, wieder. Die Auswertung der Pollenanalysen erfolgt in Form eines Pollendiagramms. Hinweise in den Pollendiagrammen, die auf Getreide-

anbau oder andere Landnutzungsarten hindeuten: Im Pollenniederschlag einer Kulturlandschaft taucht vereinzelt Blütenstaub eingeführter angebaute Kulturpflanzen wie z. B. Getreide oder Flachs auf und belegt deren Anbau und Nutzung. Für Viehhaltung bedarf es offener Weideflächen, die sich im Pollenniederschlag durch Zunahme der Süßgräser und anderer Grünlandpflanzen wie dem Spitzweigerich bemerkbar machen.

Im Siedlungsumfeld bilden sich licht- und nährstoffliebende Krautfluren, sogenannte Ruderalfluren, die im Pollenniederschlag an der Zunahme von Wermut/Beifuß oder Brennnessel erkennbar sind.

Schwingrasen: Bei der Verlandung eines Sees kann über der offenen Wasserfläche ein filzartiger Teppich aus Moorpflanzen und Torf entstehen, der bisweilen nur an den Seerändern auftritt, aber auch die Wasserfläche vollständig bedecken kann. Diese schwimmende Torfdecke ist oft kaum einen Meter mächtig und ihr Betreten wegen des darunter verborgenen Sees nicht ungefährlich.

Abbildungsnachweis:

1 RPS-LAD, YM; **2** RPS-LAD, Christoph Steffen; **3** RPS-LAD, Guntram Gassmann; **4** RPS-LAD, Andreas Rögelein; **5–7** RPS-LAD, Elena Marinova; **8** RPS-LAD, Martin Rösch

Die Weißtanne wurde bis 3700 v. Chr. immer häufiger. Dann gesellte sich ihr die Rotbuche bei und die Hinweise auf Ackerbau wurden wieder spärlicher (Pollenzone 6). Mikroskopische Holzkohlepartikel wurden kaum noch eingetragen. Zwischen 3700 und 3200 v. Chr. wurde die Rotbuche häufiger und schloss fast zur Tanne auf. Ab 3200 v. Chr. breitete sich die Tanne weiter aus und erreichte einen Anteil von über 50 Prozent im Pollenniederschlag, während nun auch die Eiche als letzter Vertreter des Eichenmischwaldes verdrängt wurde und die Landnutzungsspuren spärlich bleiben (Pollenzone 7).

Zusammenfassung

Hinsichtlich Besiedlung und Landnutzung sind diese Beobachtungen folgendermaßen zu deuten: Bis 4400 v. Chr. hinterließen alt- und mittelnolithische Begehung und altneolithische Ressourcennutzung mit Bergbau, aber ohne Landwirtschaft, nur sehr sporadische und schwach ausgeprägte Spuren in

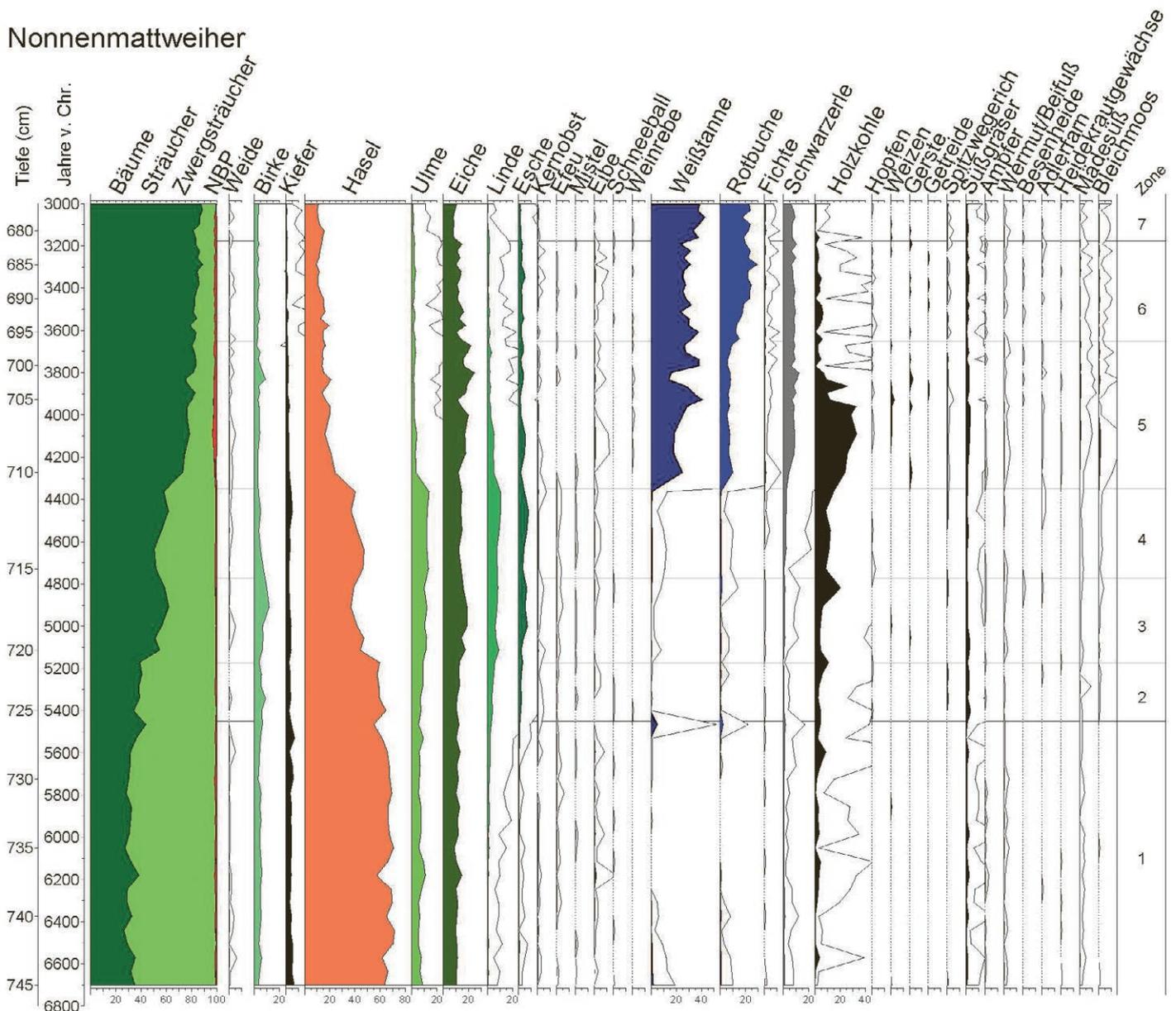
der Vegetation und demzufolge im Pollenniederschlag. Ackerbau fand im Gebirge noch nicht statt. Als der Hämatitabbau vielleicht schon zu Ende gegangen war, folgte im Schwarzwald eine bäuerliche Landnutzung, die zu einem Vegetationsumbau führte. Sie umfasste die Zeitspanne von 4400 bis 3600 v. Chr. und entspricht dem Jungneolithikum, als am Oberrhein und weit darüber hinaus Menschen der Michelsberger Kultur Siedlungen und Erdwerke errichteten. Wie die Siedler der Feuchtbodensiedlungen im Umkreis der Alpen und die Bauern der Trichterbecherkultur nutzten sie das Feuer, um die Bodenfruchtbarkeit zu erhöhen. So wurde ohne Düngeverfahren an Mäßig- und Ungunststandorten wie im Umland des Nonnenmattweihers bereits in dieser Zeit Ackerbau möglich. Waldfeldbauverfahren mit langjähriger Brache, also eine Verbindung von Ackerbau und Niederwaldwirtschaft, wurden im Gebirge bis in jüngste Zeit betrieben. Im Schwarzwald sind sie als Reutbergwirtschaft bekannt. Die gleichzeitige,

vielleicht von menschlichen Eingriffen und Klimawandel begünstigte Ausbreitung der Tanne und die nutzungsbedingte Erosion der Oberböden und des Lössschleiers führte ab Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. zu einem Rückgang der Landnutzung. Diese verstärkte sich erst in der Bronzezeit wieder, nun mit veränderten Nutzungstechniken. Mit dem Rückgang ausgedehnter Waldgebiete wurden in der Bronzezeit neue Anbauverfahren entwickelt, die den Pflug einsetzten und sich auf die Beweidung langjähriger Brachen stützten.

Die gemeinsame Auswertung der archäologischen Ausgrabungen und des Pollenprofils aus dem Nonnenmattweiher lieferte weitere Hinweise zu einer viel früheren Interaktion Mensch, natürliche Ressourcen und Umwelt als bisher angenommen. Diese neuen Erkenntnisse sind vielversprechend. Ihnen soll in Zukunft durch detaillierte archäologische und umweltarchäologische Forschung nachgegangen werden, was zum tieferen Verständnis der Vorgeschichte des Südschwarzwaldes beitragen wird.

8 Pollendiagramm Nonnenmattweiher – ausgewählte Pollenkurven. ◀

Nonnenmattweiher



Analyse: Manfred Rösch

Grabsteine als Klein- und Kulturdenkmale

Werke des Pforzheimer Bildhauers Fritz Wolber in seiner Heimatstadt Schiltach

Hans Harter

2023 nahm das Landesamt für Denkmalpflege zwei Grabsteine des Friedhofs in Schiltach (Landkreis Rottweil) als Kulturdenkmale nach § 2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg in die Liste der Kulturdenkmale auf. Ausschlaggebend waren künstlerische sowie heimatgeschichtliche Gründe. Dabei konnte nachgewiesen werden, dass beide Grabmale Arbeiten des Bildhauers Fritz Wolber (1867–1952) sind, der als Professor an der Kunstgewerbeschule in Pforzheim wirkte.

Fritz Wolber in Pforzheim

Mit vor allem dem Jugendstil zugewandten Werken setzte Wolber (Abb. 2) in Pforzheim „zahlreiche bauplastische Akzente“ (Timm). So mit den Reliefköpfen an der Fassade der Hochschule für Gestaltung (1909–1911), mit Grabmälern auf dem Hauptfriedhof sowie dem beliebten Schildkrötenreiter von 1910 im Stadtgarten, die alle als Kulturdenkmale ausgewiesen sind.

Sein Bildhauerstudium hatte er 1884 bis 1888 an der Kunstgewerbeschule Karlsruhe absolviert, gefolgt von Studien in München und Paris. Zunächst Gestalter in einer Silberwarenfabrik in Heilbronn, wurde Wolber 1892 als Lehrer und 1899 als Professor der Bildhauerei an die Kunstgewerbeschule in Pforzheim berufen. 1904 schloss er die Ehe mit Johanna Bürkle, Tochter eines Sägewerksbesitzers im Würmtal bei Pforzheim, aus der die Kinder El-

friede, Hans Fritz (früh gestorben) und Ruth hervorgingen. Aufenthalte in Italien beendete der Erste Weltkrieg. Wolber unterrichtete sein Fach bis 1933 in Pforzheim, wo er weiterhin lebte, als er 66-jährig in den Ruhestand trat. Gegenüber der „nationalsozialistischen Kunstdiktatur zu keinen Konzessionen bereit“ (Littmann), geriet er ins künstlerische Abseits. Dann zerstörte die Bombennacht des 23. Februar 1945 sein Haus – und auch „der größte Teil seines künstlerischen Schaffens ward vernichtet“ (Witzenmann-Wolber).

Wiederentdeckte Werke Wolbers in Schiltach

Doch kann jetzt aus Schiltach, seiner Schwarzwälder Heimatstadt, von Arbeiten Wolbers berichtet werden, die bisher unerkannt waren. Ausgangspunkt war, im Rahmen des landesweiten



Kleindenkmalprojekts, die Erfassung der Kleindenkmale 2012/13 im Landkreis Rottweil, die auch auf den Friedhof führte. Aufgrund ihrer künstlerischen Qualität fielen die Grabmäler Karlin und Heinzelmann auf, ohne dass man um ihre Urheber wusste.

Nun fand sich am Heinzelmann-Grabmal die Signatur „F. Wolber“. Ihre Entschlüsselung gelang durch einen Bericht im regionalen „Der Kinzigtäler“, der „das stimmungsvolle Werk“ würdigte: „Geschaffen habe es „Professor Fritz Wolber, ein Sohn der Stadt Schiltach, der seit Jahren an der Kunstgewerbeschule in Pforzheim wirkt“ (29. 11. 1921). Nach einem Jahrhundert war ein Künstler wiederentdeckt, der in Vergessenheit geraten war.

Biografisches

Am 24. Juni 1867 in Schiltach geboren und Johann Friedrich getauft, war er das sechste Kind seiner Eltern, des früheren Engelwirts und Postexpeditors Christian Wolber (1818–1886) und dessen Ehefrau Anna Maria, geborene Leonhard (1823–1899) (Abb. 5). Sie stammte aus Sulzbach bei Weinheim. Nach Schiltach kam sie über ihren Bruder Heinrich Leonhard, der 1839 bis 1843 den Bau der evangelischen Stadtkirche leitete und sich

1844 hier verheiratete; 1868 wurde er badischer Oberbaurat. Der „Engel“ seines Schwagers Christian Wolber in Schiltach galt 1849 als „Sammelplatz aller unruhigen Köpfe, die dort ihre revolutionären Pläne auskochten“ (Harter). Nach der Niederschlagung des badischen Volksaufstands wurde Wolber verhaftet, zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und verlor seine Wirtschaft samt der Posthaltere.

Die Katastrophe prägte die Familie, auch den Sohn Fritz, wiewohl der Vater seit 1868 wieder als Ratschreiber amtieren konnte und sein Berufsziel Bildhauer unterstützte. Dagegen wanderten die Brüder Christian (Bierbrauer) und Otto (Konditor) „in die Staaten aus“, um, wie es familiär heißt, „dem Militärdienst bei den verhassten Preußen zu entgehen“ (Witzenmann-Wolber). Die Schwestern blieben in der Region: Marie heiratete Ludwig Mosetter, Rotgerber in Hornberg; Elise den Johann Friedrich Wolber, Mitgründer und Verwalter der Vereinsbank Schiltach („Kassier-Wolber“); Sophie blieb ledig und war Näherin.

Arbeiten in Schiltach

Ein erstes Werk schuf Wolber 20-jährig: Die Gipsbüste seiner Mutter, auf der Rückseite signiert

1 „Grablegung Christi“, Detail Grabmal Heinzelmann, Schiltach.



2 Fritz Wolber mit den Töchtern Ruth (vorne), Elfriede („Ev“) und Ehefrau Johanna, um 1920.

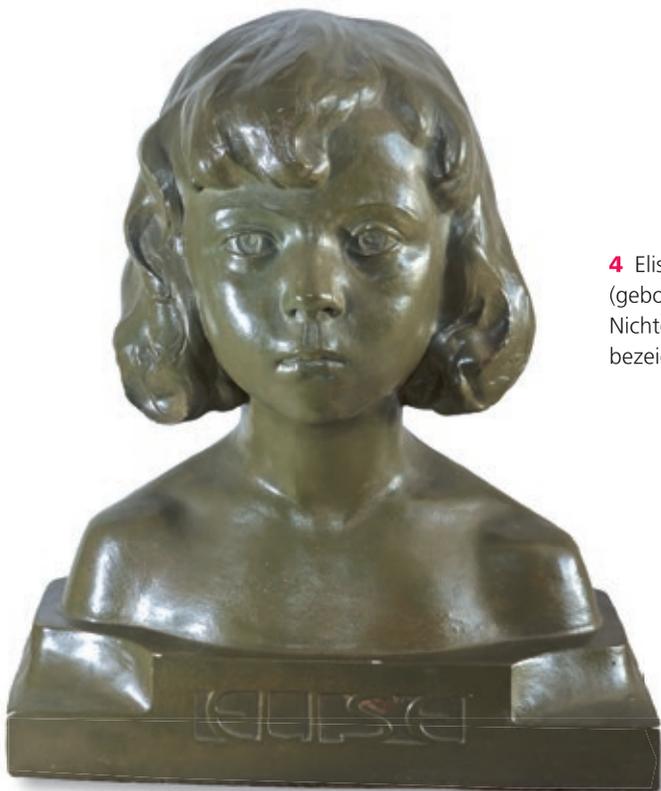
„F. Wolber 1887“. Eine Steinplatte, aus der die Köpfe und Namen der Eltern herausmodelliert sind, trägt die Signatur „F. Wolber, 1897“ (Privatbesitz in Schiltach). Wenig später entstand für die 1886 und 1899 verstorbenen Eltern ein Grabmal. Die Bronzeplatte zeigt im Relief eine gebückt sit-



3 „Ev“ (geboren 1905), ältere Tochter von Fritz Wolber, signiert „FW“.

zende Frau in langem Gewand, die Hände vor dem Gesicht, die über den eingravierten Namen trauert (bewahrt von Ruth-Witzenmann-Wolber, Pforzheim, gest. 2012, in Privatbesitz (Abb. 10). Wohl stammt von Wolber auch der Entwurf für das Portal der neubarocken Arztvilla Jockers in Schiltach (Aueplatz 1) mit einer Kartusche im Bogensturz, die das Baujahr „1911“ und die verschlungenen Initialen „HJ“ (Hermann Jockers) und „JK“ (Jenny Karlin) zeigt. Der Vater von Jenny, der Schiltacher Fabrikant Gustav Karlin, war mit dem Bildhauer befreundet.

Ein metallenes Halbreliet, signiert „F. Wolber 1920“, zeigt seine Schwester Elise. Ihre junge Tochter, die 1896 geborene Elise Sofie, wurde von ihm als Büste modelliert, mit der Inschrift „Elise“ (Abb. 4). Ihre Schiltacher Nachkommen bewahren auch ein Halbreliet von Wolbers Tochter Elfriede („Ev“), einen Froschkönig in der Hand (signiert „FW“, Abb. 3). Nach 1938 entstand für das gemeinsame Grab der Schwestern Elise (mit Ehemann Friedrich) und Sophie eine metallene ovale Grabplatte mit dem Wolber-Wappen (Abb. 6). Auch auf kommunaler Ebene war Fritz Wolber mit seiner Heimatstadt eng verbunden. Als 1922 ein Denkmal für die Weltkriegsgefallenen diskutiert wurde, legte er drei Entwürfe vor: 1. Einen „Block mit gebrochenen Ecken, auf dessen Längsseiten die Namen der gefallenen Krieger anzubringen wären“, darauf ein „ruhender Löwe“. 2. Eine „achteckige Säule, auf deren Flächen auch



4 Elise Sofie Wolber (geboren 1896), Nichte von Fritz Wolber, bezeichnet „Elise“.



5 Die Eltern des Künstlers, signiert „F. Wolber 1897“.

bringen von Glaskränzen. Wie schön ist der bescheidenste Kranz, aus Blumen oder Tannenreis geflochten, der am Grabe niedergelegt wird!“

Der Weg zum Karlin-Grabmal

Im Oktober 1903 verstarb der Schiltacher Fabrikant Gustav Adolf Karlin (geboren 1851, Abb. 9). Aus Tülingen bei Lörrach stammend, hatte er in einem Textilunternehmen Kaufmann gelernt. Als Geschäftsreisender kam er auch nach Schiltach, wo die Metzinger Unternehmer Gaenslen & Völter in der „Schlossmühle“ Tuche produzierten, ihre Fabrik 1880 aber zum Kauf anboten. Karlin griff zu, zusammen mit Wilhelm Schultheiß aus Wies (Kleines Wiesental), und sie führten als „Karlin &

6 Grabplatte mit Wolber-Wappen, nach 1938, Privatbesitz in Schiltach.

die Namen kämen und welche als Abschluss eine Hydra tragen würde“. 3. Eine Tafel mit den Namen und zwei Figuren: „Die Figur links stellt die Trauer um die Gefallenen dar, während die rechte mit dem Kranz als Friedensengel gedacht ist“ (Entwürfe nicht überliefert). Favorisiert wurde die Gedenktafel, von der auch Wolber meinte, dass „so ein künstlerisch gutes und würdiges Denkmal entstehen wird“. Doch zerschlug sich das Projekt, da die Gemeinderäte keine Einigkeit fanden. Zum Tragen kam 1925 dann die Initiative des Militär- und Kriegervereins für ein Gedenkkreuz nach einem Entwurf des Schiltacher Kunstmalers Eduard Trautwein (1893–1978).

1928 meldete sich Wolber im Schiltacher „Evangelischen Gemeindeblatt“ mit „Betrachtungen über Friedhofsgestaltung“ zu Wort: An der unteren Längsseite des Schiltacher Friedhofs sollten Bäume angepflanzt werden, da „eine grüne Wand von Bäumen recht wohltuend wäre und auch mehr zur innerlichen Sammlung weisen würde“. Statt „monoton wirkender Reihengräber“ sollte es „Grabgruppen“ geben, „eingebettet in Büsche und Hecken“. Als Grabmäler „wären grell weiße und schwarz polierte Steine zu vermeiden, da sie von stimmungsloser Wirkung sind“. Es „soll heimisch und echt“ sein: „Sandstein, Muschelkalk, Granit; Holz, Schmiedeisen, Bronze“. „Vortäuschungen“ sollten vermieden werden, ebenso „die Verwendung von Photographien, Glastafeln, Emailschildern, sowie das An-



Schultheiß“ die Tuchproduktion innovativ und erfolgreich weiter. 1887 erwarben sie die ältere „Nähfadenfabrik“ am Hohenstein in Lehengericht. Nach dem Tod von Schultheiß 1900 baute Karlin das Unternehmen als „Karlin & Cie.“ zu einer überregional führenden Tuchfabrik aus, bekannt für ihre „Karlin-Loden“. 1903 wurde das „100.000ste Stück Tuch“ produziert, wofür die 149 Arbeiter und neun Angestellten ein Geschenk erhielten.

Die Unternehmerfamilie Karlin wohnte in ihrer 1894 beim Werk Hohenstein erbauten Villa (2019 abgebrochen). Gustavs Ehefrau Eugenie stammte aus Mulhouse, die fünf Kinder waren beim Tod des Vaters zum Teil noch unmündig. Karlin, Mitbegründer und Kommandant der Frei-

7 Grabmal der Familie Karlin, Schiltach.

willigen Feuerwehr Schiltach, war technisch versiert, weshalb ihm die Elektrifizierung des Städtchens übertragen wurde. 1903 mussten die Gemeinden Schiltach und Lehengericht jedoch melden, dass sie „einen Mitbürger verloren, dessen uneigennützigste Anteilnahme am öffentlichen Leben und weitblickender Unternehmungsgeist reichen Segen brachte“. Als Ausdruck der Trauer über den „viel zu früh“ Verstorbenen und zur Wahrung seines Andenkens wandte sich die 44-jährige Witwe an den ihr bekannten Bildhauer Fritz Wolber. Er nahm den Auftrag für ein „Familien-Grabmal“ sogleich an. Seine diesbezüglichen Briefe wurden 2021 in Privatbesitz gefunden und dem Stadtarchiv Schiltach übergeben.

Planung und Ausführung des Karlin-Grabmals

In einem ersten Brief beschrieb Wolber die mitgeschickte Skizze und das Foto eines Modells aus Ton, die beide nicht erhalten sind: Einen 2,30 m hohen und 1,40 m breiten Granitstein, darin eingelassen ein Bronzerelief: „Eine weibliche Figur mit einer Rosenguirlande, die ein Symbol der Erinnerung und des liebevollen Gedenkens des Verstorbenen ist. Ich bin fest überzeugt, daß der Eindruck vom Denkmal ein vornehmer und würdiger ist“ (6. 2. 1904). Der Entwurf gefiel Eugenie Karlin, wobei der Bildhauer Cajetan Schaub (Schramberg) die Gestaltung des Granits übernehmen sollte. Fritz Wolber versicherte: „Ich möchte ein recht schönes Kunstwerk schaffen für meine Heimat, vor allem aber dem Entschlafenen, dem ich im Leben so nahestand, ein würdiges Denkmal“ (16. 2. 1904).

Als kleine Änderungen wollte er „die Figur mehr von der Vorderseite“ zeigen und die Inschrift „Familie Karlin“ „in farbigem Mosaik ausführen lassen“: „Eine Mosaikschrift wirkt ganz wunderbar schön & passt ausgezeichnet für Granit. [...] Die Buchstaben in Metall aufzusetzen wäre unkünstlerisch & dazu noch äußerst unpraktisch, da solche leicht abfallen.“ Der Entwurf des Reliefs gefiel einem „befeundeten Arzt so gut, daß er mich bat, solches auch für ein Familiengrab für ihn zu verwenden, vorausgesetzt, daß Sie [...] damit einverstanden sind. Ich könnte natürlich meine Bemühungen & Arbeit für 2 verteilen & somit wesentlich billiger werden“ (23. 2. 1904).



Eugenie Karlin stimmte zu, und so kam das Relief als Duplikat auch nach Pforzheim (Hauptfriedhof, Feld 53, Grab Hasenmayer).

Das für Schiltach bestimmte Exemplar (Abb. 7) mit den Maßen 142 x 42 cm, gegossen von der L. A. Riedinger Maschinen- und Broncewarenfabrik Actien-Gesellschaft in Augsburg, traf Anfang Juni 1904 bei Wolber ein: „Es ist sehr gut ausgefallen“ (14. 7. 1904). Die Mosaikinschrift entstand in der Königlichen Mosaik-Kunstanstalt München. Beide Teile setzte Bildhauer Schaub in den Granitblock ein, und Wolber wollte, „wenn der Stein aufgestellt ist, geschwind nach Schiltach kommen, um ihn zu sehen“. Zugleich hatte er „das Gefühl, als wäre es die beste Arbeit, die ich je gemacht habe“ (6. 6. 1904).

Im Juli 1904 war alles zu einem guten Ende gebracht und Wolber legte die Abrechnung vor: 400 Mark für „einen künstlerisch feinen Bronzeuß“, 110 Mark für die „Mosaik Cassetten“, 600 Mark „für meine Bemühungen, Entwurf sowie die Modellierung von einem Relief incl. Gipsabuß, Verpackung, Porto etc.“ (14. 7. 1904).

Das Grab Karlin wurde bis 1995 belegt. Mit Gustav Karlin ruhen hier seine Frau Eugenie und die Töchter Jenny und Elisabeth sowie deren Partnerin Luise Schulte am Esch. Am Hauptweg gelegen ist der Eindruck des Grabmals noch immer, wie von seinem Schöpfer gewollt, „ein vornehmer und würdiger“, für den Friedhof insgesamt ein künstlerischer Höhepunkt. Auch hier gilt, was den Grabplastiken Wolbers nachgesagt wird, dass „das Moment des Edlen, der Anmut und der natürlichen Schönheit eine zentrale Rolle spielt“ (Littmann). Sie spiegeln sich in der von antiken Vorbildern inspirierten Darstellung der Frau mit der Rosengirlande wider, wohl zugleich Sinnbild der trauernden Gattin. Ihr Relief zählt nach wie vor zu den wichtigsten Arbeiten Wolbers, dessen Werk insgesamt, so seine Tochter Ruth (1909–2012), „vom bukolischen Geist der Antike überhaucht ist und die unverkennbare Handschrift klassischer Strenge und Harmonie trägt“ (Witzenmann-Wolber).

Das Heinzelmann-Grabmal

Einige Jahre nach der Gestaltung des Grabmals Karlin war die Bildhauerkunst Wolbers ein weiteres Mal gefragt. Ende 1919 verstarb Christoph



Heinzelmann (geboren 1859, Abb. 8), Teilhaber der Firma „Gebrüder Heinzelmann, Sägewerke und Holzhandlung“ mit Sitz in Schiltach. Sie betrieb im oberen Kinzigtal mehrere Werke, in denen sie 1913 bis zu 400 Arbeiter beschäftigte. „Der Kinzigtäler“ würdigte Heinzelmann als „einen der bedeutendsten Männer unserer Stadt“. Ihm und seinem Bruder Christian sei es „in zäher Arbeit“ gelungen, ihre Firma „zur heutigen Bedeutung und Weltruf zu bringen“ (3. 1. 1920). Entsprechend sollte dem Verstorbenen ein Grabmal gesetzt werden: Eine „künstlerisch bedeutungsvolle Monumentalplastik“, die, wie „Der Kinzigtäler“ berichtete, seine Witwe Regina, geborene Bühler, und die Firma bei Fritz Wolber in Auftrag gaben. Ihre Kontakte sind nicht überliefert, doch lobte die Zeitung, dass Schiltach „um eine Sehenswürdigkeit reicher“ sei: Das Grab Heinzelmanns „wurde in pietätvoller Weise mit einem Denkmal geschmückt, das nicht nur eine Sehenswürdigkeit des Friedhofes, sondern eine solche für die ganze Stadt ist, eine Schöpfung,

8 Das Ehepaar Christoph und Regina Heinzelmann, 1911.

9 Der Unternehmer Gustav Karlin, um 1900.



Das Grabrelief

Das Relief, eine „Grablegung Christi“, zeigt den soeben in die Gruft gelegten Jesus, dessen Arme herabgesunken sind (Abb. 1). Doch strahlt das friedvolle Antlitz eine letzte Botschaft aus: Befreiung und Erlösung – der Kampf ist beendet, das Werk vollbracht. Den toten Körper umgeben, nach dem Vorbild antiker römischer Darstellungen, vier Putten, die ihn mit unterschiedlichen Gesten betrauern. Sie stehen aber auch für das Leben, das weitergeht,

sodass nicht nur Trostlosigkeit, sondern auch ein Schimmer von Hoffnung aufkommt. Das Karfreitagmotiv versucht, in Jesu Schicksal den Schmerz und die Trauer um den Tod des Verstorbenen aufzufangen, nicht ohne auch in Richtung von Ostern und die Auferstehung zu verweisen. Die Worte darunter verweisen auf die Endlichkeit des Lebens und das tröstliche Aufgenommensein in Gott.

Die „anrührende Grablegung“ ist das „einzige religiöse Motiv“ Wolbers (Witzenmann-Wolber). Hierfür wandte er sich dem Neoklassizismus der

wie sie wenig auf Friedhöfen kleiner Städte gefunden wird“ (29. 11. 1921).

Das aus weißen Kalksteinplatten zusammengesetzte, verhältnismäßig niedrige Grabmal mit einer Breite von 3,60 m und einer maximalen Höhe von 2,20 m imitiert einen antiken römischen Sarkophag mit einem wulstförmigen Gesims sowie Friesen und Verzierungen. Im flachen Giebelbogen ist ein Tatzenkreuz als Rundkreuz und mittig auf halber Höhe ein figürliches Relief (2,03 x 0,95 m) herausgearbeitet, darunter steht die Inschrift: DU BIST MEIN GOTT/MEINE ZEIT STEHT IN DEINEN HÄNDEN.

10 Grabmal der Eltern von Fritz Wolber, um 1900. Verbleib: Privatbesitz in Ginsheim (Hessen).



1920er Jahre mit seinen klaren Linien zu, die besonders in der Gestalt Jesu zum Ausdruck kommen. Wenn es von den Grabmälern Wolbers auch heißt, dass sie „den Betrachter herausfordern, über das Elementare und Substanzielle des Lebens nachzudenken: das Glück, die Harmonie von Mensch und Natur, die Gesetze des Werdens und Vergehens“ (Littmann), so ist das Heinzelmann-Grabmal dafür ein anschauliches Beispiel.

Die Ausweisung der Grabmale als Kulturdenkmale

Die Erfassung der Grabmale als Kleindenkmale brachte einen ersten Überblick und vertieftes Wissen um sie, auch verbunden mit der Erwartung besonderer Fürsorge. Einen Schutz im Sinne des Denkmalschutzgesetzes kann der Kleindenkmalstatus jedoch nicht garantieren. Kleindenkmale gehen verloren, durch Unachtsamkeit oder auch Desinteresse. So verschwand auf dem Schiltacher Friedhof der Grabstein des Bildhauers Peter Homberg (1913–1996), den er mit dem Motiv einer trauernden Frau noch selbst geschaffen hatte. Zugleich ist seit einigen Jahren eine tiefgreifende Veränderung der Friedhofskultur zu beobachten, die Zunahme der Urnenbestattungen ebenso wie die letzte Ruhe in einem Friedwald, die die generationenübergreifenden Familiengräber ablösen. Die neuen Begräbnissitten lassen den Verlust auch besonderer Grabmäler befürchten, zumal hier kommunalpolitisch Pläne zur Neugestaltung anstehen, die diese Trends mit Verkürzung der Liegezeiten und Begrenzung der Familiengräber verstärken.

Aus Sorge um einen möglichen Verlust der beiden Grabmale hat der Verfasser das Referat Inventarisierung des Landesamtes für Denkmalpflege über sie in Kenntnis gesetzt. In Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung Schiltach wurden beide Grabmale durch den zuständigen Referenten im Dienstsitz Freiburg erfasst und auf Denkmalfähigkeit sowie Denkmalwürdigkeit überprüft. Von den im Gesetz dafür vorgesehenen „wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen“ waren vor allem letztere für die Denkmalausweisung als Kulturdenkmale nach § 2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg ausschlaggebend.

Quellen

Landesamt für Denkmalpflege: Begründungstexte der Denkmaleigenschaft (Patrick Jung).
Stadtarchiv Schiltach: AS-1823 (Kriegsdenkmäler); fra-315 (Briefe Fritz Wolber).
Stadtarchiv Wolfach: Der Kinzigtäler, erschienen in Wolfach, Jahrgänge 1903, 1920, 1921.

Literatur

Katharina Herrmann und Patrick Jung: Landkreis Rottweil, Denkmaltopographie Baden-Württemberg, Bd. III. 7.2, Ostfildern 2023, S. 782.
Franz Littmann: Anmut und natürliche Schönheit, in: Pforzheimer Zeitung vom 4. 6. 2012.
Ruth Witzemann-Wolber: Professor Fritz Wolber. 24. Juni 1867–27. Februar 1952, in: Fritz Wolber, Pforzheim 2006, S. 6–9.
Christoph Timm: Pforzheim. Kulturdenkmale im Stadtgebiet, Denkmaltopographie Baden-Württemberg, Bd. II. 10.1, Ubstadt-Weiher 2004.
Hans Harter: „Wenn es einmal Ernst wird, sich zu befreien ...“ – Die revolutionären Ereignisse 1848/49 in Schiltach und Lehengericht, in: Die Ortenau 79, 1999, S. 293–327.
Gotthilf Elwert: Wolbersche Linie, in: Stamm- und Familienbuch der Familie Dorner aus Schiltach (Schwarzwald), Schwäbisch Hall 1932, S. 151–158.
Fritz Wolber: Betrachtungen über Friedhofsgestaltung, in: Evang. Gemeindeblatt für Schiltach-Lehengericht, Jg. 1928/2, Evangelisches Pfarrarchiv Schiltach, S. 2.

Abbildungsnachweis;

1, 6, 8 Hans Harter; 2 Ruth Witzemann-Wolber; 3–5 Privat, Schiltach; 7, 9 Peter Brand, Salem; 10 Christoph Timm, Stadt Pforzheim

Künstlerisch werden in ihnen „bedeutsame Zeugnisse der Sepulkralkunst im Landkreis“ gesehen, exemplarisch dafür, wie „bürgerliche Unternehmerfamilien ihr soziales Ansehen durch künstlerische Mittel im Totengedenken ausdrückten“: „Statt seriell produzierten Grab schmuck zu erwerben“, beauftragten sie Fritz Wolber mit „diesen individuell gestalteten Grabmalen“, die damit „exemplarischen Charakter für das Kunstschaffen des Bildhauers Wolber haben“. Stadtgeschichtlich relevant ist die wirtschaftliche und kommunalpolitische Bedeutung der Unternehmer, die jeweils „durch das aufwendig gestaltete Grabmal veranschaulicht wird“. Diese Schutzgründe verbinden sich mit der „gesteigerten ästhetischen und gestalterischen Qualität“ sowie dem „wissenschaftlich-dokumentarischen Wert“ der Grabmäler, sodass „an der Erhaltung ein öffentliches Interesse besteht“.

Die Identifizierung der beiden Grabmale als Werke Fritz Wolbers ist somit auch ein Beispiel für das Potenzial der bürgerschaftlichen Kleindenkmalinitiativen, die den Denkmalwert ihrer Objekte erkennen, sie erforschen und dieses Wissen in die Kulturlandschaft einfließen lassen. ◀

Unbekannte Einblicke

Neu entdeckte historische Fotografien veranschaulichen die Brückenbautechnik der Jahrhundertwende

Geraldine Buchenau

Bisher unbekannte Bilder der damals jungen Fotografin Annemarie Brenzinger (1884–1968) ermöglichen uns heute einen einzigartigen Blick in den Brückenbau mit Stampfbeton. Die Verwendung von Stampfbeton fiel in Deutschland Ende des 19. Jahrhunderts mit der Renaissance steinerner Bogenbrücken zusammen. Vor allem in Südwestdeutschland wurden zahlreiche Bogenbrücken aus unbewehrtem Stampfbeton erbaut. Mit der neuen Bauweise entwickelten sich spezielle Bautechniken. Annemarie Brenzinger hat diese beim Bau der Stahringer Brücke über die Bodenseegürtelbahn 1903 fotografisch festgehalten und damit dokumentiert. Ihre historischen Aufnahmen geben uns wertvolle Informationen zur damaligen Betonbauweise. Ein solch seltener Fund ist ein außergewöhnlicher Beitrag zur Geschichte der Brückenbautechnik.

Bei Recherchen zu einem alteingesessenen, damals sehr erfolgreichen und technologisch innovativen Bauunternehmen aus Freiburg im Breisgau hatte sich herausgestellt, dass die Ehefrau des Juniorchefs der Betonbauunternehmung Brenzinger & Cie., Annemarie Brenzinger (Abb. 2), zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Reihe von Bauprojekten ihres Mannes fotografierte. Damals ein eher ungewöhnliches Hobby für eine Frau. Annemarie stammte aus einer großbürgerlichen Mainzer Familie. Bereits im Alter von 14 Jahren hatte sie begonnen, sich das Fotografieren sowie das Entwickeln selbst beizubringen. Sie befasste

sich in ihrem künstlerischen Schaffen mit allen fotografischen Techniken und Themen, wobei ein bevorzugtes Motiv die Bauprojekte ihres Mannes waren. Ihr gesamter fotografischer Nachlass befindet sich im Bildarchiv der Landesstelle für Alltags- und Regionalkultur, Außenstelle Südbaden des Badischen Landesmuseums. Er stellt eine „kultur- und fotohistorische Rarität“ dar, so die Bewertung von Elisabeth Haug, der ehemaligen Leiterin der Außenstelle Südbaden.

Heinrich Brenzinger (1879–1960) war nach seinem Studium der Architektur in Karlsruhe und der Weiterbildung zum Bauingenieur in Berlin



wieder nach Freiburg zurückgekehrt. Er unterstützte seinen Vater Julius (1843–1924), das Familienunternehmen im Beton- und Eisenbetonbau zu etablieren. Mit Erfolg: Um die Jahrhundertwende beschäftigte Brenzinger 140, im Jahr 1912 bereits 400 Mitarbeiter.

Die Recherchen im Rahmen des Projektes zum Betonbau in Baden-Württemberg führten auch zu einem Nachlass aus dem Haus der Nachfahren Brenzingers, der erste Hinweise auf die Besonderheit der Stahring Bridge gab. Die Straßenbrücke bei Stahringen muss im Jahr 1903 für Brenzinger & Cie. der erste Brückenschlag aus Beton gewesen sein (Abb. 1). Ein eher kleines, aber feines Projekt. Die Firma erbaute die Betonbrücke nach höchstem Stand der damaligen Technik in Stampfbetonbauweise ohne Eiseneinlagen. Die heute zu Radolfzell gehörige Stahring Bridge, die über die Trasse der Bodenseegürtelbahn in Richtung Friedrichshafen spannt, wurde 1996 als Kulturdenkmal erfasst, an dessen Erhaltung aus wissenschaftlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht.

Ein Blick zurück: Sie waren gerade frisch verlobt, als Annemarie Ganz mit ihrer Kamera Heinrich Brenzinger auf die Brückenbaustelle bei Stahrin-

gen begleitete. Zwei Jahre später heiratete sie den bedeutenden Freiburger Bauunternehmer. Im fotografischen Nachlass von Annemarie Brenzinger befinden sich zwischen Reise- und Familienbildern Fotografien von seinen Bauprojekten, darunter eine Serie von rund 25 Aufnahmen aus der Entstehungszeit der Stahring Bogenbrücke. Diese Fundstücke dokumentieren die an den Baustoff Beton angepassten Bauverfahren. Annemarie fing mit ihrer Kamera verschiedene Bauphasen ein, wie sie bisher noch nicht zu sehen waren: Ihre Bilder zeigen unter anderem die Ausführung von Gelenken im Brückenbogen (Abb. 4, 6 und 7). Sie halten Momente fest, in denen der Bogen in Abschnitten betoniert wird, sie dokumentieren das Lehrgerüst für den Brückenbogen und die aufwendigen Schalungsarbeiten für die Verblendung der Baukonstruktion mit eingefärbtem Vorsatzbeton.

Bedeutung von Stampfbeton

Eine exakte Trennung zwischen den Begriffen Zement, Mörtel und Beton war zu Beginn der Entwicklungen des Stampfbetons in Deutschland um 1860 lange Zeit nicht gegeben. Zu vielfältig waren die Einflüsse. In England wurde das Bindemit-

1 Die Stahring Bridge 1903. Ihr fertiggestellter Betonbogen ruht noch auf einem Lehrgerüst, das uneingeschränkten Bahnbetrieb während des Baus ermöglicht.



2 Annemarie Brenzinger mit ihrem Fotoapparat, Freiburg, um 1915.

tel Zement erfunden und in Frankreich die Betonbauweise. Die Wortschöpfungen leiten sich daher vom englischen Begriff *concrete* ab und letztlich

vom französischen Wort *béton*, das Bernard de Bélidor (1697–1761) erstmals Mitte des 18. Jahrhunderts für ein Mörtelgemisch verwendete. Im deutschen Sprachgebrauch waren daher zuerst Begriffe wie Zementkonkret, Cementbeton, Kalkbeton, Cement-Kiesbeton, ebenso Schwarzkalk-Kiesbeton, Grobmörtel, Konkret und andere verbreitet, die alle das Gleiche meinten: den neuen Baustoff Beton – der Begriff, der sich im deutschen Sprachraum durchsetzte.

Beton ist ein Gemisch aus Gesteinskörnungen, das durch erhärteten Zement zu einem künstlichen Stein verkittet ist. Bei seiner Herstellung werden Zement, Sand und grobe Steine mit Wasser vermengt. Sand und Steine bilden zusammen den Zuschlag, den man heute als Gesteinskörnung bezeichnet. Mörtel ist feiner als Beton.

Der Begriff Stampfbeton nimmt auf die Herstellungsweise Bezug. Dazu wurde die erdfuchte Masse zu einer etwa 15 cm bis 20 cm hohen Schicht in die Formen geschüttet und mit Stampfern händisch verdichtet. Das Stampfbetonverfahren geht ursprünglich auf den französischen Bauunternehmer François Coignet (1814–1914) zurück, der 1855 dafür ein Patent mit dem Namen *béton aggloméré* erhielt.



3 Arbeiter auf und zwischen den zuerst betonierten Lamellen.



4 Untersicht der Stahring-
er Brücke mit treppen-
förmiger Gelenkfuge im
Brückenscheitel.

Wölben des Bogens mit Beton

Die Konstruktionen mit unbewehrtem Stampfbeton blieben auf den konventionellen Bogen beschränkt. Das Betonschema für die Herstellung eines massiven Brückenbogens aus Beton gleicht einem Bogen aus Keil- bzw. Gewölbesteinen. Die Trennung in einzelne, zuerst frei stehende Betonierabschnitte – sogenannte Lamellen – sollte Bewegungsfreiheit gewähren. Das Lehrgerüst bestand aus einer hölzernen, zimmermannsmäßig hergestellten Hilfskonstruktion (Abb. 1), die die Krafteinwirkung des Stampfens aufnehmen musste, sich aber unter der Belastung des Betons verformte. Das Wölben in Abschnitten hatte sich als Methode entwickelt, um Durchbiegungen des Lehrgerüsts zu minimieren. Häufig wurde der erste Betonierabschnitt nahe dem Scheitel des Bogens vorgesehen. Alle weiteren Abschnitte bzw. Lamellen wurden getrennt voneinander, aber symmetrisch auf die beiden Bogenschenkel verteilt, eingestampft.

Die Ingenieure wählten sehr kurze Abschnitte, um die Belastung auf das Lehrgerüst gleichmäßig zu verteilen. Insgesamt führte die Methode zu einer Reduktion der Rissbildungen am fertigen Bogentragwerk.

Annemarie fotografierte die Arbeiter, wie sie auf und zwischen den bereits betonierten Lamellen werken (Abb. 3). Zur Beschickung der eingeschalteten Lamellen mit erdfeuchtem Beton dienten eine Rampe auf dem zu betonierenden Bogen und eine einfache Schubkarre (Abb. 5).

Anordnung von Gelenken bei Brücken aus Stampfbeton

Die Stahring-er Brücke wurde von Brenzinger & Cie. als Dreigelenkbogen konzipiert. Durch die Anordnung von drei Einschnürungen mit Gelenken im Scheitel und jeweils in den beiden Kämpfern ist es möglich, zwängungsfreie Bogentragwerke zu errichten und so einer Rissbildung entgegenzuwirken.



5 Rampe auf dem zu betonierenden Bogen zur Beschickung der eingeschalteten Lamellen mit Beton.

Risse entstanden bei massiven Bogenbrücken durch Senkungen unter ihrem Eigengewicht während der Herstellung sowie später dann infolge von Verkehrslasten und Setzungen des Baugrunds. Auch jahreszeitliche Temperaturänderungen über die Nutzungszeit erzeugen Bewegungen, die bei Zwängung zu Rissen führen können. 1880 wurde die Anordnung von Gelenken beim Bau einer Massivbrücke aus natürlichem Stein durch den Dresdner Baurat Claus Koepcke (1831–1911) in Deutschland erstmals umgesetzt. Deutschlands erste Dreigelenkbogenbrücke aus Beton ist nicht erhalten. Sie entstand 1887 in der Nähe von Ulm im württembergischen Erbach über die Westernach.

Das Gewölbe der Stahlinger Brücke ist wegen des spitzen Kreuzungswinkels der Straßenführung mit der Eisenbahntrasse schief. Bei schiefen Bogenbrücken ordnete man die Gelenkfugen treppenförmig an (Abb. 4), sodass sie senkrecht zur Brückenstirnseite stehen.

1903 blickte Annemarie in einer Bauphase der Stahlinger Brücke durch den Sucher ihrer Kamera in das noch offene Scheitelgelenk. Die treppenförmige Anordnung ist bereits einseitig an einen Bogenschenkel anbetont (Abb. 6). In der Brückenuntersicht sind die offenen Gelenkfugen im Scheitel (Abb. 4) und in den Kämpfern (Abb. 7) bis heute sichtbar. Sie machen das Gewölbe zu einer statisch bestimmten Konstruktion, die einfacher zu berechnen ist und Bewegungen duldet.

Vorsatzbeton für sichtbare Betonflächen

Die langjährigen Erfahrungen, die Seniorchef Julius Brenzinger und seine Angestellten bei der Betonwerksteinherstellung gesammelt hatten, kommen der äußeren Gestalt der Stahlinger Brücke zugute. Der Bogen und die Blendarkaden sowie die Widerlager sind bei der Stahlinger Brücke mit Vorsatzbeton in roter und weißer Färbung ausgeführt (Abb. 11). Die betonierten und steinmetzmäßig überarbeiteten Bossenquader und Blendarkaden



6 Treppenförmige Anordnung der Gelenkflanken.

7 Brückenuntersicht mit offener Gelenkfuge am Kämpfer.

8 Schalung der Blendarkaden.



9 Juniorchef Heinrich Brenzinger vor der fertiggestellten Brücke bei Stahringen.



10 Schalung aus Bohlen und Leisten als Negativ für das Schein-Quadermauerwerk.



bilden eine Wangenverkleidung, die einer traditionellen Natursteinverkleidung zum Täuschen ähnlich sieht.

Die Vorsatzbetontechnik geht auf die Kunststeinherstellung zurück, beginnend Mitte des

19. Jahrhunderts. Dabei wird der eigentlichen Betonmasse innerhalb der Schalung eine ca. 5 cm dünne Schicht Vorsatzbeton vorgesetzt. Die Verwendung von Vorsatzbeton hatte gegenüber der Vorfertigung von Werksteinen den Vorteil, dass er gleich zusammen mit dem Konstruktionsbeton hergestellt werden konnte. Hierzu wurde der Vorsatzbeton mit einem senkrecht stehenden Brett oder Blech je Stampfschicht vorgelegt bzw. vorgesetzt und feucht gehalten, damit er sich mit dem übrigen dahinterliegenden Beton beim Stampfen gut verband. Im Unterschied zum Konstruktionsbeton, dem grobe Steine beigemischt sind, ist der Vorsatzbeton nach heutiger Definition meist ein Feinbeton. Auf Form, Farbe, Struktur und Oberflächenbeschaffenheit der Vorsatzbetonflächen wurde durch geeignete Wahl der Ausgangsstoffe und seine spätere steinmetzmäßige Oberflächenbearbeitung Einfluss genommen.

Die Verwendung von Vorsatzbeton erforderte eine besonders sorgfältig ausgeführte Schalung aus gehobelten und gegebenenfalls gefugten Brettern. Die aufwendig gezimmerte Holzschalung für das Abbild von Bossenquadern, Blend-

arkaden und Scheinfugen veranschaulichen Annemaries Aufnahmen (Abb. 8 und 10). Heinrich Brenzinger ist mit dem Ergebnis sichtlich zufrieden (Abb. 9).

Zusammenfassung und Ausblick

Bereits in den 1890er Jahren sind in Südwestdeutschland Bogenbrücken aus Stampfbeton entstanden. Als die Stahlinger Brücke 1903 errichtet wurde, waren die für den Stampfbetonbrückenbau geeigneten Bautechniken weitestgehend ausgereift. Ein Vorbild war die kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs zerstörte Munderkinger Brücke von 1893 von Carl von Leibbrand (1839–1898). Er war Präsident der württembergischen Ministerialabteilung für Straßen- und Wasserbau und gilt heute als einer der Pioniere des Betonbrückenbaus in Deutschland.

Durch Annemarie Brenzingers Fotografien sind wesentliche Arbeitsweisen auf der Baustelle einer Betonbogenbrücke bis zum fertigen Bauwerk dokumentiert. Der Ende des 19. Jahrhunderts bekannte Entwicklungsstand der Betonbautechniken ist uns vor allem durch die zeitgenössischen Berichte des Brückenbauingenieurs Carl von Leibbrand überliefert. Annemaries technisch und äs-

Literatur

Elisabeth Haug und Sarah Wirschke: Fundstücke aus dem Bildarchiv der Landesstelle für Volkskunde Staufeu. Außenstelle Südbaden/Landesmuseum für Volkskunde Staufeu, 2023.

Karen Veihelmann: Gewölbte Brücken des 19. Jahrhunderts – Vom Mauerwerk zum Stampfbeton, Dissertation Universität der Bundeswehr München, 2016.

Fritz Emperger: Handbuch für Eisenbetonbau: Bauausführungen aus dem Ingenieurwesen, Band 3, Brückenbau und Eisenbahnbau, Berlin 1908.

Max Leibbrand: Fortschritte im Bau weitgespannter flacher massiver Brücken, in: Zentralblatt der Bauverwaltung, 1906, Nr. 72, S. 455–458, Nr. 73, S. 462–465 und Nr. 75, S. 483–486.

Carl von Leibbrand: Gewölbte Brücken. Fortschritte der Ingenieurwissenschaften, zweite Gruppe, H/, Leipzig 1897.

Friedrich Wilhelm Büsing und C. Schumann: Der Portland-Cement und seine Anwendung im Bauwesen, hg. v. Verein Deutscher Portland-Cement-Fabrikanten, erste Ausgabe, Berlin 1892.

Abbildungsnachweis

1–10 Landesstelle für Alltags- und Regionalkultur/Außenstelle Südbaden des Badischen Landesmuseums, Annemarie Brenzinger; 11 Jürgen Vos

thetisch sehr hochwertigen Fotografien ergänzen die schriftlichen Berichte der Brückenbaupioniere. Die Abbildungen werden zu Zeitzeugen und sind ein zusätzlicher, einzigartiger technologiehistorischer Beleg.

Aufgrund von Annemaries Leidenschaft für die Fotografie und ihres besonderen Interesses an den Projekten der Betonbaufirma Brenzinger ist ihr Nachlass eine Bereicherung für die Bautechnikgeschichte.

11 Stahlinger Brücke bei Radolfzell, 2012. ◀



Chicago – Paris – Baden-Baden?

Das BABO als Vorreiter deutscher Glashochhäuser

Carla Heym/Peter Kifinger/Ahmad Aboukhrifa/Christian Kayser

„Ohne einen Glaspalast/ist das Leben eine Last!“ – bereits 1914 dichtete Paul Scheerbarth die rühmenden Verse auf die Möglichkeiten des neuen Bauens und wenig später legte Ludwig Mies van der Rohe seinen visionären Entwurf eines Glashochhauses in Berlin vor. Tatsächlich realisiert wurde ein solcher Bau jedoch erst nach dem Zweiten Weltkrieg: 1953 bis 1954 errichtete der Architekt Karl Kohlbecker zusammen mit den Metallbauunternehmen Noell und C. H. Jucho das *Bâtiment Administratif de Baden-Oos* (kurz: BABO) in Baden-Baden als Verwaltungssitz der französischen Streitkräfte im Nachkriegsdeutschland.

Ein Zeugnis der französischen Besetzung in der Nachkriegszeit

Die im Zweiten Weltkrieg im Wesentlichen von Bombardierungen verschont gebliebene Stadt Baden-Baden diente nach 1945 als Hauptquartier der französischen Besatzungsstreitkräfte. Für die Unterbringung der Soldaten und ihrer Familien entwarfen die Architekten Karl Kohlbecker und Karlsiegfried Keppeler ab 1952 ein neues Wohn- und Verwaltungsgebiet im Westen der Altstadt, am Ausgang der Oos in der Rheinebene. Die etwa 40 ha große und bereits 1954 fertiggestellte Anlage beherbergte bis zum vollständigen Abzug 1999 die Soldaten der *Forces Françaises en Allemagne* (FFA) und deren Angehörige.

Das Herzstück der sogenannten *Cité* bildet das gleichfalls 1953 bis 1954 errichtete und seit 1998 denkmalgeschützte BABO, der Verwaltungssitz der französischen Streitkräfte in Deutschland (Abb. 1). Der elfgeschossige Bau beherbergte 235 Räume, die unter anderem von dem Militärgericht, dem Nachrichtendienst, der Schatzmeisterei, dem Zoll und der Gewerkschaft genutzt wurden. Der aus dem nahen Gaggenau gebürtige Planer Karl Kohlbecker (1906–1982), ein ehemaliger Student und späterer Weggefährte von Egon Eiermann, erlangte bereits in den 1930er Jahren durch seine Mitarbeit an Industriebauten, etwa am Volkswagenwerk in Wolfsburg, Bekanntheit. Nach 1945 engagierte sich Kohlbecker für Wie-



deraufbauprojekte, darunter das Rathaus in Gaggenau, sowie für Baumaßnahmen der Besatzungsmächte.

Das BABO – Gebäude und Fassade

Der Komplex des BABO besteht aus dem 40 m hohen Scheibenhochhaus (Hauptgebäude) und einem zweistöckigen Empfangsgebäude sowie dem getrennt davon gelegenen kleinen Verwalterwohnhaus. Der Zugang in das Hochhaus erfolgt in Höhe des ersten Obergeschosses über eine verglaste Verbindungsbrücke aus dem flach überdachten Empfangsgebäude.

Beim Hauptgebäude handelt es sich um einen Stahlskelettbau, der sich über einem offenen Sockelgeschoss in Form eines von rahmenartigen Stützen getragenen „Betontisches“ erhebt. Das Stahlskelett, von der Metallbaufirma Noell ausgeführt, setzt sich aus vertikalen Stützen und Deckenträgern aus Walzstahlprofilen zusammen – eine Regelachse besteht jeweils aus zwei Außen- und zwei Innenstützen. Die Außenstützen liegen innerhalb der Gebäudehülle und stehen im Abstand zur Fassade. Die paarweise gesetzten Innenstützen bilden den durchgängigen Längsflur aus; die Geschossdecken

bestehen aus Betonfertigteilelementen (Systemdecke Kaiser).

Die Fassaden des Hauptbaus sind an den Längsseiten und der südlichen Schmalseite als verglaste *Curtain Walls* ausgeführt, die sich einheitlich über die neun Regelgeschosse ziehen. Das oberste Stockwerk bildet ein zurückgesetztes Laternengeschoss mit umlaufender Terrasse und Flugdach. An der nördlichen Stirnseite des Hochhauses befindet sich ein turmartiger Kopfbau mit heller Natursteinplattenverkleidung, der sowohl die vertikale Erschließung als auch Sanitärräume beherbergt.

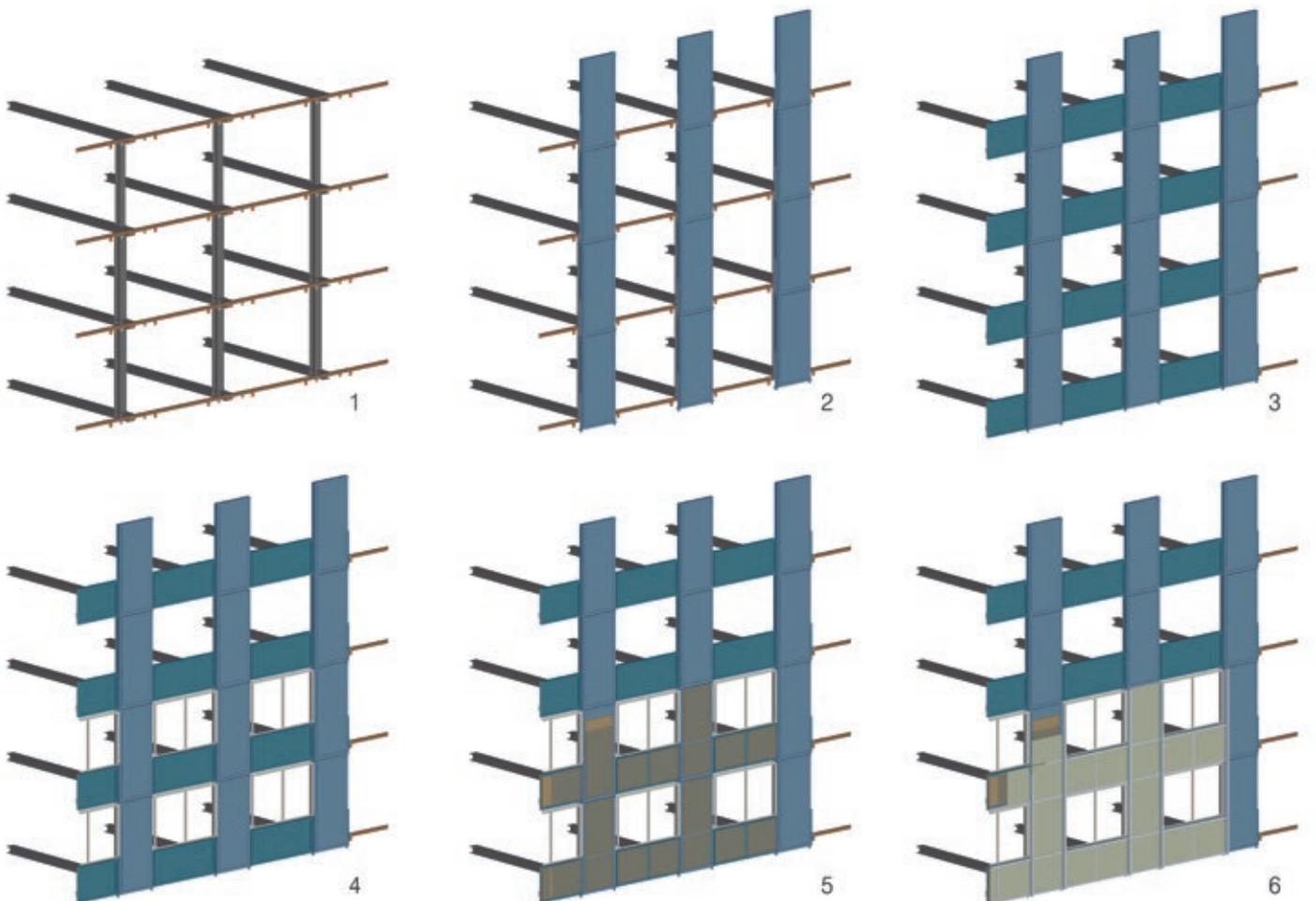
Bemerkenswert am BABO ist insbesondere die baukonstruktive Ausbildung der Büro-Vorhangsfassade, bei welcher es sich entgegen der äußeren Erscheinung nicht um eine gängige Pfosten-Riegel-Konstruktion handelt, sondern um ein System von Stahlblech-Hohlkastenelementen mit vorge-setzter Verkleidung (Abb. 2). Die tragende innere Fassadenebene besteht aus gedämmten, einseitig (nach außen) offenen Blechkästen. Geschosshohe Vertikalelemente in den Stützenachsen sowie liegendformatige, kombinierte Brüstungs- und Sturzelemente in den Fensterachsen bilden ein vorgehängtes „Grundraster“ ähnlich einer Loch-

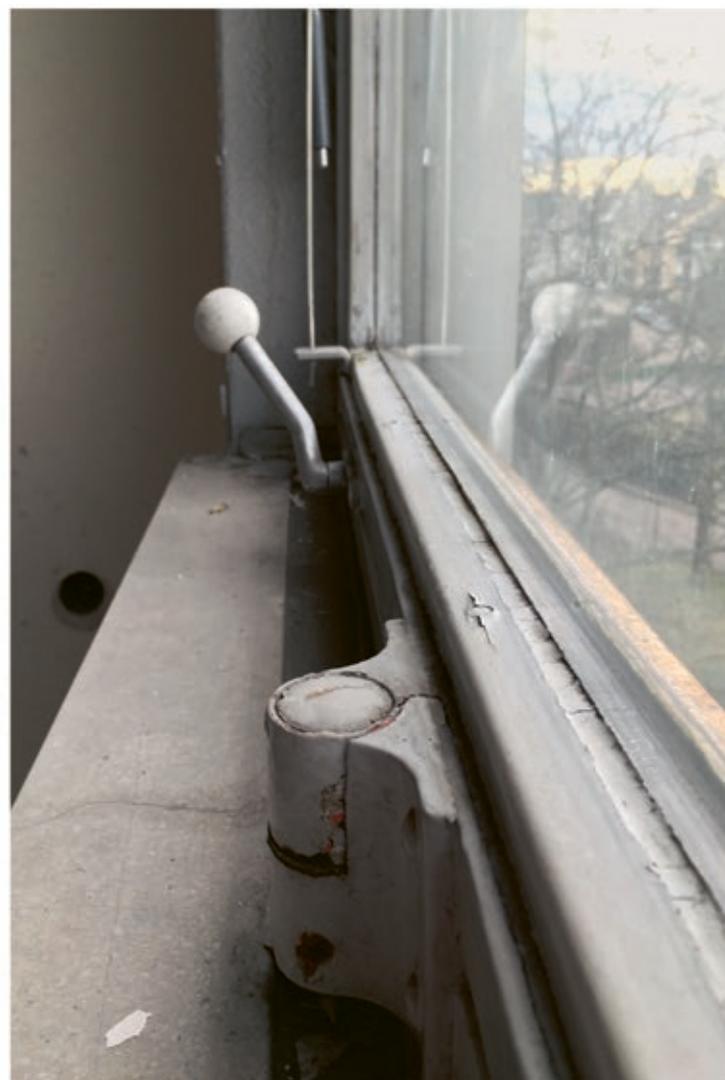
1 Das BABO-Hochhaus, hofseitige Ansicht mit Flachbau.

- 2** Sechsstufiges Konstruktionschema.
 1: Verbindung Tragstruktur-Vorhangfassade.
 2–3: Elementfassade, Wand- und Brüstungskästen.
 4: Einbau Stahlfenster.
 5: Einbau Eternit-Plattenverkleidung.
 6: Äußere Fassadenbekleidung (Drahtglas).

fassade. Die konstruktive Anbindung an das Stahlskelett erfolgt über längs laufende C-Profile in Deckenebene, die in den Stützenachsen an die Stirnseiten der Deckenträger angeschlossen sind. In den Öffnungen zwischen den Hohlkästen sitzen doppelte Stahl-Wendeflügel Fenster – eine Innovation der 1950er Jahre. Die auch gestalterisch markanten Scharniere ermöglichen eine Drehung um nahezu 180°, sodass der innen liegende Sonnenschutz aus lackierten Metalljalousien im Sommer zur besseren Wirksamkeit nach außen geschwenkt werden kann (Abb. 3). Den außen mit grauen Eternitplatten abgeschlossenen Kasten-elementen ist im Abstand eine Hülle aus Drahtglasscheiben vorgesetzt, sodass auch die eigentlich geschlossenen Fassadenpartien außen vollständig verglast sind. Durch die Bautiefe

und Materialität der äußeren Verkleidung im Zusammenspiel mit den flächenbündigen Fenstern entsteht eine elegant-diaphane Wirkung der Vorhangfassade. Aluminiumverkleidete Klemmprofile der Drahtglastafeln sorgen für die Pfosten-Riegel-Ansicht. Zu den Büros hin verblieben die Oberflächen der Blechkästen unverkleidet und erhielten lediglich einen Lackanstrich. Aus akustischen Gründen wurde im Innern der „blechernen“ Hohlkästen eine sogenannte Antidröhnmasse aufgespritzt. Mit der geschickten Anordnung der gedämmten Kastenelemente vor den Geschossdecken konnten Wärmebrücken vermieden werden. Zudem ermöglicht die untypische Konstruktionsweise eine Hinterlüftung der Glashaut und gewährt einen gewissen Schutz der Metallkästen vor direkter Sonneneinstrahlung und Überhitzung.





Glashochhäuser und ihre Fassaden – ein Überblick

So geläufig heute Bürotürme mit flächig verglasten Fassaden sind – die material- und herstellungsbedingten Begrenzungen des spröden Materials stellten lange wesentliche technische Herausforderungen dar. Einerseits musste zunächst ein Trag- und Konstruktionssystem entwickelt werden, das die flächige Verglasung ermöglichte, andererseits bedurfte es eines geeigneten Befestigungssystems für das zerbrechliche und nur in begrenzter Tafelgröße herstellbare Material. Und nicht zuletzt galt es, Lösungen für den sommerlichen und winterlichen Wärmeschutz zu entwickeln (Abb. 4).

Ein geeignetes Tragsystem für „Glaspaläste“ stand seit der industriellen Revolution mit der Skelettbauweise aus vorgefertigten (Guss-)Eisenprofilen zur Verfügung. Dieses neue Baumaterial war widerstandsfähiger als Holz und leichter als Stein, vielfältig einsetzbar und ermöglichte aufgrund seines hohen Vorfertigungsgrads eine besonders schnelle Montage. Die Bautechnik des „Eisenfachwerks“ etablierte sich zunächst für Industrie- und Ausstellungshallen sowie Gewächs-

häuser, in denen die bauphysikalischen Anforderungen im Vergleich zum Wohnbau geringer waren.

Ab dem späten 19. Jahrhundert, namentlich nach dem großen Stadtbrand von Chicago 1871, entstanden auch Stahlskelett-Hochhäuser mit vorgehängten Fassaden, Letztere oft noch aus Stein oder Ziegel. Diese Bauweise wurde bei den Bauten der klassischen Frühmoderne, etwa der Bauhaus-Bewegung und in den Werken von Le Corbusier, auch für den Wohn- und Verwaltungsbau übernommen und weiterentwickelt. Herausragende Beispiele sind etwa die vollständig verglasten Bauten der bereits 1903 errichteten Spielwarenfabrik Steiff in Giengen an der Brenz (Eisenwerk München AG; Mitwirkung Familie Steiff) sowie die dreistöckige durchgehende Glasfassade des Bauhauses in Dessau (1925–1926) von Walter Gropius. Zur Regulierung der Raumtemperatur mussten in den Anfangsjahren der Steiff-Fabrik die Glasflächen im Sommer mit Kalkfarbe bestrichen und im Herbst wieder abgewaschen werden, bis großflächige Vorhänge eingebaut wurden. Im Bauhaus Dessau wurden hinter der Fassade Heizkörper und Vorhänge mit eingepplant.

3 Stahlwendelflügel mit Jalousie. Der Sonnenschutz kann durch die Schwenkung nach außen optimiert werden.



4 Bei sonnigem Wetter entstehen Verspiegelungen an der vollverglasten Fassade.

Van der Rohes Hochausentwurf für Berlin von 1922 stellte schließlich ein visionäres Konzept dar; jedoch waren die technischen Herausforderungen hier zunächst nicht zu bewältigen.

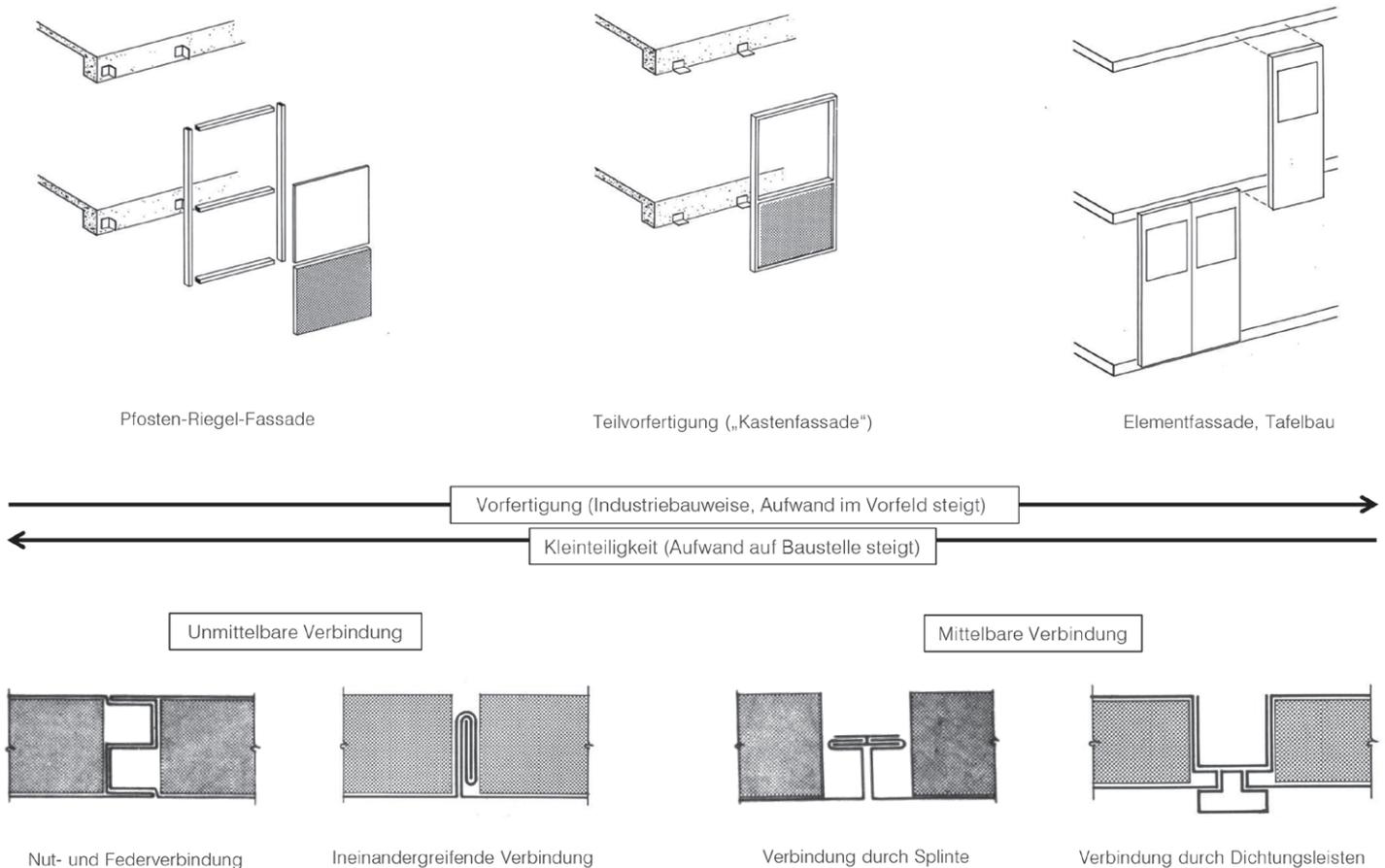
Erst im Amerika der Nachkriegszeit konnten die bauphysikalischen Probleme befriedigend gelöst werden. Nun entstanden in rascher Folge wichtige vollverglaste Gebäude wie die UNO-Hauptverwaltung, unter anderem von Le Corbusier und Niemeyer entworfen (New York, 1947–1950), das Hochhäuserpaar 860–880 Lake Shore Drive von Mies van der Rohe (Chicago, 1949–1951) oder das Leverhouse vom renommierten Architekturbüro SOM (New York, 1951–1952).

Die bis in die Nachkriegszeit entwickelten gläsernen Vorhangfassaden lassen sich in drei unterschiedliche Konstruktionstypen unterteilen (Abb. 5): Sie bestehen entweder aus Einzelteilen (Pfosten-Riegel-Fassade), aus vormontierten Rahmen (Kastenfassade) oder aus vorgefertigten Tafeln (Elementfassade oder Tafelbau). Diese Unter-

scheidung basiert auf dem Grad der Vorfertigung. Pfosten-Riegel-Fassaden werden typischerweise vor Ort zusammengesetzt, im Gegensatz zu Elementfassaden, die bereits im Werk vorproduziert werden und am Gebäudeskelett nur noch „angehängt“ werden müssen.

Zudem lassen sich die Fassadenkonstruktionen durch die Art der Verbindung zwischen den Feldelementen unterscheiden. *Unmittelbare* Verbindungen wie Nut und Feder sind zwar einfacher zu gestalten, bieten jedoch keine luftdichte Außenhülle und werden daher hauptsächlich in Industriebauten eingesetzt. *Mittelbare* Verbindungen setzen ein zusätzliches Element wie Pfosten und Riegel zwischen den Feldern ein. Sie sind flexibler, erfordern jedoch eine präzisere Installation und sind daher aufwendiger.

Am BABO finden sich überraschenderweise zwei dieser Konstruktionstypen. Der innere Teil der Fassade (Abb. 6 in blau, Abb. 7) ist als Elementfassade aus deckenhohen großflächigen Hohlkästen



gebildet, die anhand von L-Winkeln unmittelbar verbunden sind. Vor dieser „inneren Fassade“ ist eine vollflächig verglaste Pfosten-Riegel-Fassade (Abb. 6 in beige, Abb. 7) angeordnet, die nicht direkt am Stahlskelett, sondern an den Hohlkästen befestigt ist. Es erfolgt somit eine Differenzierung in die selbsttragende Elementfassade (mit integrierter durchlaufender Dämmebene) und eine reine Bekleidung in Pfosten-Riegel-Bauweise, welche die äußere, bewitterte Gebäudehülle bildet und die Erscheinung des BABO bestimmt.

In jedem Fall war das Fassadensystem seiner Zeit voraus: Das bekannte von der Firma Josef Gartner hergestellte und patentierte „Mannesmann-Paneel“ hatte der Architekt Paul Schneider-Eisleben erst zwei Jahre nach dem BABO, im Jahr 1956, für das Düsseldorfer Mannesmann-Hochhaus entwickelt. Die Unternehmen Josef Gartner wie auch C. H. Jucho gehörten zu den großen Metallherstellern, die in den 1950er Jahren

um den deutschen Markt für Fassadenbau konkurrierten. Der bereits 1954 im BABO eingebaute Hohlkasten von Jucho weist ähnliche Dimensionen wie das Mannesmann-Paneel auf. Letzteres ist jedoch mit 38 mm Gesamtdicke wesentlich dünner als sein badisches Pendant (118 mm).

Die Fassade des BABO – ein Entwurf mit französischem Einfluss?

Die Errichtung des BABO geht dem Bau ikonischer Hochhäuser der 1950er Jahre wie dem Mannesmann-Hochhaus von Egon Eiermann und Paul Schneider-Eisleben (1954–1958) und dem Dreischeibenhause von Helmut Hentrich und Hubert Petschnigg und anderen (1957–1960) in Düsseldorf voraus. Die Hintergründe dieser herausragenden Innovation könnten bei der spezifischen Bauherrschaft liegen – Kohlbeckers Entwurf referiert die Konzepte der klassischen Moderne in Frankreich.

5 Konstruktionstypologie von Vorhangfassaden.

Bereits die Silhouette des BABO verrät die Anknüpfung von Karl Kohlbecker an die Entwurfskonzepte Le Corbusiers: Von den „Fünf Punkten zu einer neuen Architektur“ (1923) finden sich an dem Badener Hochhaus vier Eigenschaften wieder: Das offene, aufgeständerte Erdgeschoss mit seiner Beton-Stützenstruktur (den sogenannten *Pilotis*), das Laternengeschoss mit Dachterrasse, die freie Grundrissgestaltung und die frei gegliederte Vorhangfassade.

Auffällig ist, dass Kohlbecker ausgerechnet den fünften Punkt Le Corbusiers am BABO nicht erfüllt: Die Fassade verfügt über keine horizontalen Fensterbänder. Stattdessen ist die Bürofassade regelmäßig gerastert, sie betont weder die Tragkonstruktion noch eine vertikale oder horizontale Gliederungshierarchie.

Die Ausbildung der Vorhangfassade bildet Kohlbeckers wichtigste Entwurfsleistung am BABO – die erstmalige Umsetzung eines „Glashochhauses“ in Deutschland. Ihre Gestaltung erfuhr möglicherweise wichtige Impulse durch das Werk des französischen Architekten Jean Prouvé. Dieser experimentierte schon seit den 1920er Jahren mit vorgefertigten Bauelementen, Blechkästen und Fertigteilfassaden. Das Stahlskelett der *Maison du Peuple* in Clichy (1935–1939) bekleidete Prouvé mit einer (später patentierten) Außenhülle aus im Werk vorgefertigten durchgehend gedämmten Metallkästen. Auch mit Blick auf die formale Aus-

bildung der Fassadenpaneele am BABO kann man davon ausgehen, dass der Architekt Karl Kohlbecker wie auch die für die Fassade verantwortliche Metallbaufirma C. H. Jucho mit den Konzepten Prouvés vertraut waren und sie – als Referenz vor der Auftraggeberschaft? – am BABO adaptierten.

Fazit

Wie seine Fassade ist das BABO-Hochhaus ein mehrschichtiges Denkmal. Es ist ebenso ein wichtiges Zeugnis der Nachkriegszeit und der deutsch-französischen (Architektur-)Geschichte wie auch ein bautechnikgeschichtlich einzigartiges Objekt. Mit dem BABO schuf Karl Kohlbecker das früheste bekannte Beispiel eines Gebäudes in Deutschland, an dem die Typologie des Hochhauses erfolgreich mit einer vollflächigen Glasfassade kombiniert werden konnte.

Dieses Denkmal ist gleichwohl in Gefahr: Der Bau steht seit Langem leer und zeigt bereits deutliche Schäden durch fehlende Nutzung. Die Zukunft des Objektes ist ungewiss – und es steht dringend zu hoffen, dass das BABO nicht das Schicksal anderer wichtiger, bereits abgerissener Hochhäuser der 1950er Jahre teilt, etwa des AEG-Hochhauses in Frankfurt am Main (1951–1999), des BASF-Hochhauses in Ludwigshafen (1957–2014) oder rezent der Türme des City-Hofs in Hamburg (1958–2019). ◀

Info

Der Artikel basiert auf einer vom Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg beauftragten Untersuchung des Objektes durch Kayser + Böttges | Barthel + Maus Ingenieure und Architekten GmbH in den Jahren 2021/22.

Literatur

Sara Stroux: Architektur als Instrument der Unternehmenspolitik. Konzernhäuser westdeutscher Industrieunternehmen in der Nachkriegszeit, Zürich 2009.

Dirk Dorsemag: Büro- und Geschäftshausfassaden der 50er Jahre. Konservatorische Probleme am Beispiel West-Berlin, Berlin 2004.

Clemens Kieser: Damals ein Novum: die Glasvorhangfassade. Ehemaliges Verwaltungsgebäude der französischen Armee in Baden-Baden, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 32/2, 2003, S. 182–183.

Rolf Schaal: Vorhangwände, Curtain Walls. Typen, Konstruktionsarten, Gestaltung, München 1961.

Abdel Aziz Soliman: Das Hochhaus im Städtebau und in der Architektur, Zürich 1961.

Abbildungsnachweis:

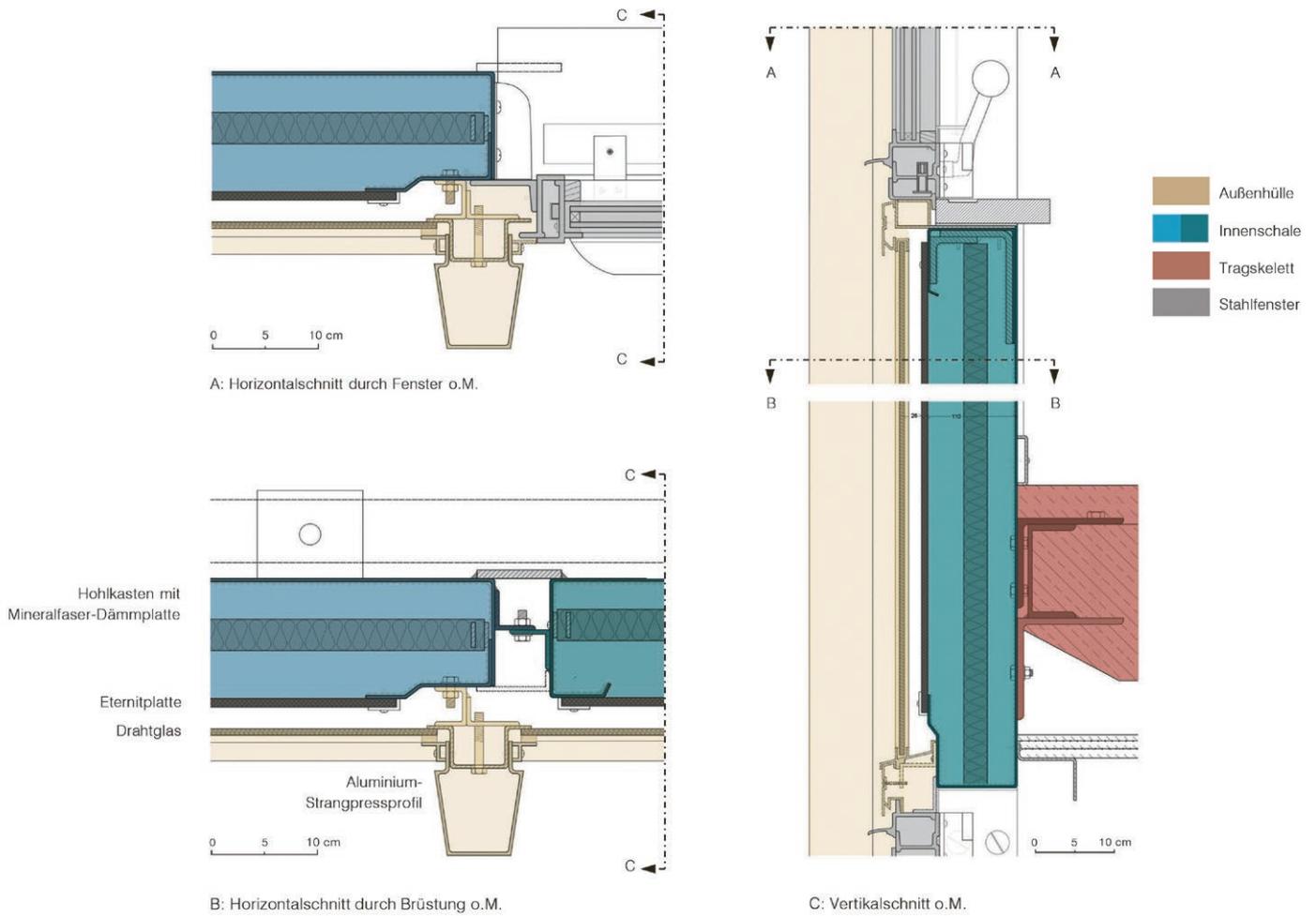
1, 2, 4 Kayser + Böttges | Barthel + Maus Ingenieure und Architekten GmbH, Peter Kifinger

3 Kayser + Böttges | Barthel + Maus Ingenieure und Architekten GmbH, Ahmad Aboukhraba

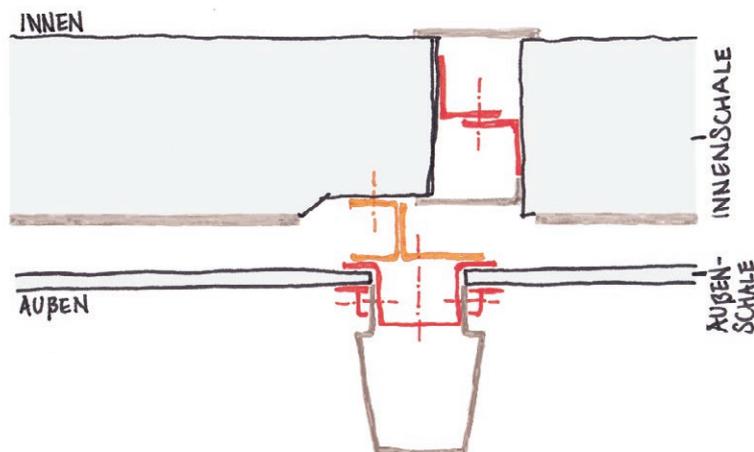
5 Skizzen von Schaal 1961, Anmerkungen durch Carla Heym

6 Kayser + Böttges | Barthel + Maus Ingenieure und Architekten GmbH, Ahmad Aboukhraba, Carla Heym

7 Kayser + Böttges | Barthel + Maus Ingenieure und Architekten GmbH, Carla Heym



6 Horizontal- und Vertikalschnitte durch die Vorhangsfassade des BABO.



7 Horizontalschnitt durch die Vorhangsfassade des BABO, Systemskizze.

- FELNELEMENT
- VERBINDUNG DER ELEMENTE
- VERBINDUNG DER SCHALEN
- VERKLEIDUNG

Der Wissensspeicher Weißenhofsiedlung

Eine wesentliche Grundlage für den denkmalpflegerischen Umgang

Inken Gaukel

Die Werkbundsiedlung am Weißenhof in Stuttgart, errichtet 1927, ist weltberühmt. Zwei Häuser der Siedlung gehören seit 2016 sogar zum transnationalen, seriellen Welterbe „Le Corbusier – ein außergewöhnlicher Beitrag zur Moderne“, entsprechend häufig wurde und wird über sie geschrieben. Umso erstaunlicher ist es, dass bei konkreten Maßnahmen an dem Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung regelmäßig wesentliche Informationen fehlen.

Dafür gibt es viele Gründe, die hier nur in einem kurzen Überblick zu nennen sind: Die extrem kurze Bauzeit von höchstens vier Monaten für die Gebäude führte zu deutlichen Abweichungen von der Planung, denn zum Ausstellungsbeginn sollten die Bauten unter allen Umständen fertig sein. Diese Änderungen wurden 1927 nicht dokumentiert. Für die Erteilung der endgültigen Baugenehmigung stellte das Stuttgarter Baurechtsamt Nachforderungen. Ob und wie diese erfüllt wurden, ist ebenfalls unbekannt. Die Umbauten der Mieter ab 1928 sind genauso wenig in den Akten zu finden wie die Eingriffe nach dem Verkauf der Siedlung 1939 an den Reichsfiskus. Auch für die kriegsbedingten Zerstörungen und die teilweise improvisierten Wiederaufbauten und Umbauten in der Nachkriegszeit fehlen die Unterlagen.

Zwei ganz unterschiedliche Anlässe führten das Landesamt für Denkmalpflege, Referat Spezialgebiete, zu der Idee, den Wissensspeicher Weißenhofsiedlung zu initiieren. Zum einen wurde bei jeder Maßnahme mit dem Suchen nach Unterlagen neu begonnen, was zu ungewollten Verzögerungen im Ablauf führte, zum anderen war bei der intensiven und erfolgreichen Bauforschung für die Instandsetzung des Doppelhauses von Le Corbusier 2004/05 klar geworden, dass der erreichte Kenntnisstand der 1980er Jahre noch nicht vollständig war. Die Methoden und Fragestellungen der Bauforschung haben sich in den vergangenen 45 Jahren weiterentwickelt und auch die Zugänglichkeit von Literatur im Internet sowie die fortschreitende Erschließung der Akten in Archiven haben die Recherchemöglichkeiten wesentlich verbessert.



Unter der Federführung des Landesamtes für Denkmalpflege wurde 2010 begonnen, die bereits digitalisierten Pläne und Schriftstücke der Beteiligten systematisch in eine Datenbank zu überführen. Dabei handelte es sich zunächst um die Baurechtsakten der Landeshauptstadt Stuttgart und das Planmaterial des Staatlichen Hochbauamtes, das die erste große Sanierung 1979 bis 1987 verantwortete. Schnell wurde klar, dass das Planmaterial allein keine verbindlichen Aussagen zuließ. Der Beleg für tatsächlich erfolgte Ausführungen ist nur über Fotos möglich. Damit erweiterte sich das Aufgabenfeld, und nach dem Einpflegen der Bestände aus dem Fotoarchiv des Landesamtes für Denkmalpflege begann die Suche nach Abbildungen in Publikationen und Archiven, beginnend mit dem Stadtarchiv Stuttgart.

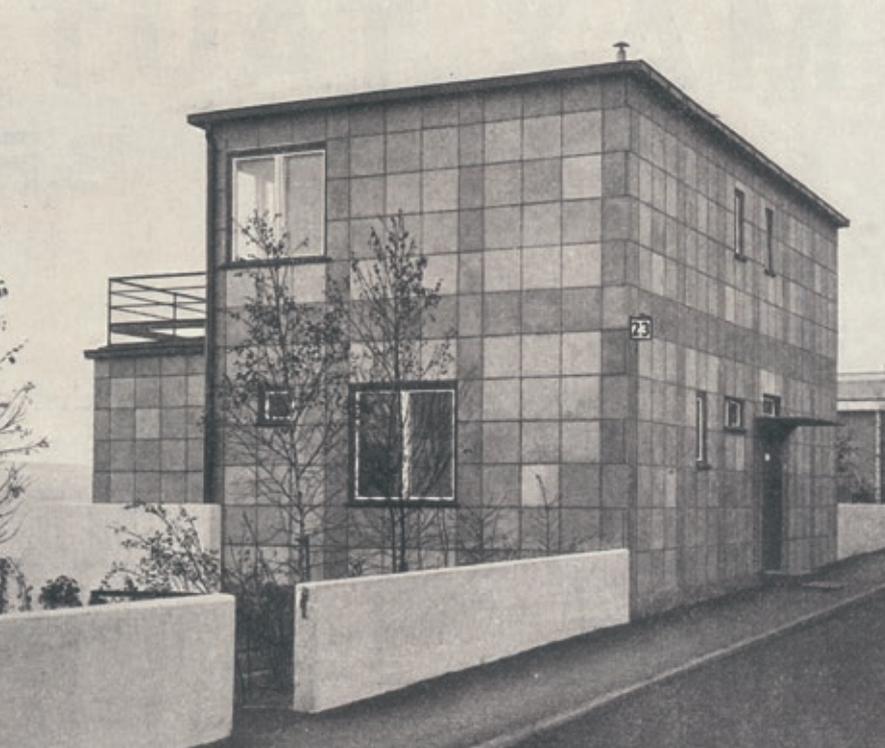
Anfangs lag der Fokus auf den noch erhaltenen Wohnhäusern der Ausstellungszeit. Während der Recherchen und Erfassung erweiterte sich der Bereich auf die sogenannten Ersatzbauten und ihre Vorgänger, da beispielsweise die Gärten und die typischen Einfriedungsmauern bei den Neubauten der 1950er Jahre nicht immer verändert wurden. Ein weiterer Schritt war es, die Grundlage

der Unterschutzstellung zu hinterfragen: die Publikation „Bau und Wohnung“ des Deutschen Werkbundes von 1927. Zwei weitere Neubauten standen nämlich 1927 auf dem Gelände, waren aber nicht Teil der Werkbundausstellung „Die Wohnung“. Diese Erkenntnis hat den Forschungsbereich um die sogenannte Beamtiensiedlung erweitert, da diese Häuser im direkten Kontext der Weißenhofsiedlung errichtet worden waren. Inzwischen werden auch die privaten und öffentlichen Freiflächen gezielt betrachtet. Der Umfang der zu beachtenden Objekte hat sich dadurch stetig erweitert.

Im Wissensspeicher Weißenhofsiedlung werden alle verfügbaren Informationen zusammengetragen, also von Baugesuchen bis zum Behördenschriftverkehr, von Fachveröffentlichungen bis zur Tagespresse, von Profiaufnahmen bis zu privaten Schnappschüssen und natürlich restauratorische Untersuchungen und Dokumentationen. Dabei wird immer versucht, auf die Primärquellen zuzugreifen. Es findet eine vorausschauende Bewertung des Materials im Sinne der Langzeitarchivierung statt, denn die Erfahrung hat gezeigt, dass die Fragestellungen anlass- und zeitgebunden sind. So können beispielsweise

1 Die Südfassade des Hauses Mies van der Rohe aus der Sanierungszeit 1986 macht klar, wo sich die Suche nach bauzeitlichem Putz und Farbfassung erübrigt.

Abbildungsnachweis
1, 6, 7 Staatliches Hochbauamt Reutlingen; **2, 5** Bau und Wohnung, 1927; **3** RPS-LAD; **4** Rose Hajdu



2-4 Einfamilienhaus Bruckmannweg 12, Original von Max Taut (1927/1956), zeigt anschaulich, dass nicht alle verlorenen Gebäude im Zweiten Weltkrieg zerstört worden sind. Der Neubau erfolgte 1959/60 (2009).

Gebäudeaufnahmen in Randbereichen wichtige Hinweise zu Gärten liefern, die beim Blick auf das Haus zunächst nicht beachtet wurden. Die Möglichkeit einer fortschreibbaren Kommentierung erhält sich erweiternde Kenntnisstände für die Zukunft. Die Daten werden in Dateiformaten entsprechend den aktuell gültigen Archivstandards gespeichert, um sie langfristig verfügbar zu halten. Aktuell stehen gut 11 000 Datensätze zur Verfügung, die inzwischen einen un-

verzichtbaren Beitrag für die konservatorische und planerische Arbeit darstellen. Wenn also heute Maßnahmen anstehen, gibt es inzwischen immer bessere Grundlagen, wodurch gezielt weitergehende Untersuchungen initiiert werden können.

Die Aufgaben innerhalb des Wissensspeichers gehen aber über das Erschließen der Unterlagen hinaus. Sowohl das Auffinden weniger bekannter Bestände wie auch die wissenschaftliche Auswertung gehören dazu. Ziel ist es, mit den Datensätzen hinterlegte Bauphasenpläne, Verlustkartierungen und Grundrissentwicklungspläne bereitzustellen. Damit sollen bei geplanten Maßnahmen oder überraschend auftretenden Schäden möglichst schnell verlässliche Entscheidungsgrundlagen vorliegen.

Als Datenbank wurde MonArch (Archivsystem für Monumentalbauwerke) ausgewählt. Sie wurde in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekt für Kirchen von den Universitäten Passau und Bamberg entwickelt. Ziel war die systematische Inventarisierung und Erschließung von Archiven, um Bestände im räumlichen Bezug verfügbar zu machen. Dafür war die Zusammenschau aus kunst- und kulturhistori-



5-7 Südfassade des Hauses 12 von A. G. Schneck (1927/1985/1987) mit wesentlichen Veränderungen im Erdgeschoss.

scher Sicht einerseits und die Umsetzung aus der Perspektive der Informatik wesentlich. Digitalisiertes Planmaterial wird mit zwei- oder dreidimensionalen Computermodellen kombiniert. Auf diese Weise können historische Unterlagen bauteilgenau verortet werden, was bei der Komplexität von Sakralbauten und einem jeweils spezifischen Begriffsgebrauch für Bauteile eine wesentliche Erleichterung darstellt. Durch die Kombination von räumlicher und thematischer Struktur ist das Filtern nach gewünschten Kriterien möglich. Modellhaft wurde die Datenbank an den Nürnberger Großkirchen St. Lorenz und St. Sebald erarbeitet. Die bauzeitlichen Häuser der Weißenhofsiedlung dienen als Pilotprojekt für Profanbauten mit ganz anderen Herausforderungen.

Wie jede andere Datenbank muss der Wissensspeicher Weißenhofsiedlung kontinuierlich betreut werden. Nach dem Auftakt mit der Festlegung der passgenauen Strukturen für die Siedlung und dem Einpflegen der ersten Datenbanken durch Mitarbeitende des Landesamtes für Denkmalpflege und externe Bauforschende, folgte 2013 bis 2016 eine dreijährige Projektphase. Seit 2020 steht eine halbe Stelle für die Arbeit zur Verfügung. Der ständige Bauunterhalt und größere Maßnahmen fast 40 Jahre nach der letzten umfassenden Sanierung mit Blick auf das 100-jährige Jubiläum der Siedlung liefern fortwährend neue Erkenntnisse und damit Daten. Außerdem bleiben die Suche und Erschließung zusätzlicher Bestände durch immer neue, verfeinerte Fragestellungen eine Daueraufgabe.

Die bereits zu Beginn getroffene Vereinbarung, dass nur die konkret an den Maßnahmen Beteiligten, also der Eigentümer mit seinen Vertretern und die Denkmalschutzbehörden, Zugriff auf die Daten haben, wurde auch nach dem Verkauf der Siedlung an die Stuttgarter Wohnbau- und Städtebaugesellschaft mbH 2019 beibehalten. Wir bitten um Verständnis, dass aufgrund rechtlicher Rahmenbedingungen, insbesondere der Persönlichkeitsrechte der Eigentümerin und der Bewohnerschaft der Siedlung sowie der Urheberrechte der Architekten und Künstler, keine Ausweitung der Zugriffsmöglichkeiten für die interessierte Fachwelt erfolgt. ◀



Einer für alle?

Interview mit Monika Neuhöfer-Avdić, Bürgermeisterin der Stadt Lörrach, und Annette Buchauer, Leiterin der Stabsstelle Strategische Projektentwicklung „Zukunft Rathaus“, zum Beteiligungsverfahren der Stadt (Abb. 1)

Das Interview führte Tobias Venedey

Der Lörracher Rathausurm ist mit seinen 72 m Höhe eine weithin sichtbare Landmarke (Abb. 2). 1975 eröffnet, gilt er als eines der „jungen“ Kulturdenkmale des Landes. Nach gut 50 Jahren kontinuierlicher Nutzung hatte sich zwischenzeitlich ein merklicher Sanierungsbedarf eingestellt, der nicht nur die augenscheinlich maroden Fassadenelemente, sondern auch wesentliche Teile der Haustechnik betrifft. Schnell forderten die einen, das Rathaus abzurechen und ein neues zu errichten, während andere sich für dessen Erhalt starkmachten. Bei der Beantwortung der Frage, welcher Weg hier aus kommunaler Sicht der Richtige sei, bezog die Stadt Lörrach die Bürgerschaft mit ein. Am Ende dieses Beteiligungsprozesses stand im Februar 2024 ein Votum des Gemeinderats zur Erhaltung des Gebäudes.

Venedey: *Das aus Sicht der Denkmalpflege sehr erfreuliche Votum des Gemeinderats im Februar dieses Jahres steht am Ende eines umfassenderen Beteiligungsprozesses. Frau Neuhöfer-Avdić und Frau Buchauer, könnten Sie das Verfahren aus Ihrer Sicht kurz skizzieren?*

Buchauer: Zu Beginn standen vier Varianten für den weiteren Umgang mit dem Rathausbau zur Auswahl, neben der nun favorisierten Sanierung des Kulturdenkmals auch ein Neubau an dieser Stelle sowie zwei Varianten unter Nutzung eines frei werdenden Gebäudekomplexes

am Rande der Innenstadt. Uns war daran gelegen, dass wir alle sehr ausführlich untersuchen und uns nicht nur auf ein Szenario konzentrieren, um tatsächlich die beste Lösung präsentieren zu können. Was gut funktioniert hat, war, dass wir sowohl die Mitarbeitenden hier im Rathaus als auch den Gemeinderat, aber eben auch die Bevölkerung sehr umfangreich immer wieder informiert haben. Sei es auf unserer Homepage oder im Rahmen eines umfassenderen Informationsprogramms mit unterschiedlichen Veranstaltungen und Formaten, das wir angeboten haben. Denn es war so, dass sich viele dieses



Denkmals anfangs gar nicht bewusst waren, sondern erst, nachdem wir mit ihnen drüber gesprochen hatten.

Venedey: *Und wie lief das konkret ab? Ich selbst war ja als Vertreter der Landesdenkmalpflege bei einer Podiumsdiskussion im Juli 2023 dabei, anschließend gab es im Sommer mehrere Führungen im Rathaus zu wechselnden Themen und schließlich noch die Bürgerversammlung im Januar 2024. Daneben gab es als Format noch das Sommercafé.*

Buchauer: Zweimal schon, das haben wir dieses Jahr wiederholt, Café Zukunft hieß das.

Neuhöfer-Avdić: Gestartet haben wir mit einer klassischen Berichterstattung und den Medien. Als sich der Prozess anbahnte und klar war, dass das Denkmal irgendwann in eine Sanierungsbedürftigkeit kommen würde, kamen Anfragen von außen. Das erste Interview, das ich dazu gegeben habe, liegt bestimmt schon vier Jahre zurück. Das war wirklich wie eine kleine Bombe, die eingeschlagen hat. Viele haben mich daraufhin angesprochen und gesagt: „Es war mir gar nicht bewusst, dass wir hier so ein tolles Ge-

bäude haben.“ Wir haben dann erläutert, was der Hintergrund der Denkmaleigenschaft und was das Besondere an dem Gebäude ist. Es ist ja damals mit einem beachtlichen Selbstbewusstsein errichtet worden und man kann die Dreigliedrigkeit Bevölkerung, Verwaltung und Politik sehr gut am Gebäude selbst ablesen. Das war so der erste Effekt. Das Interview war ein Stück weit polarisierend mit meiner Formulierung, für mich habe das Lörracher Rathaus Weltkulturerbestatus, um seine herausragende Bedeutung zu unterstreichen.

Anschließend haben wir eine kleine Broschüre erstellt, in der wir den Bau des Rathauses noch mal versucht haben zu skizzieren. Über einen QR-Code gelangte man auch auf unsere Homepage, damit man sich das noch mal genauer ansehen konnte. Beim Denkmalschutz sind Informationen sehr wichtig, vor allem bei einem Denkmal, das die Normalbevölkerung gar nicht als Denkmal erkennt, was vermutlich am geringen Alter des Rathauses liegt. Auch deshalb haben wir gesagt, wir wollen das nicht nur von außen betrachten und Lektüre anbieten, sondern wir laden ein zu Gesprächen zu unterschiedlichen Themen rund um das Rathaus.

1 Annette Buchauer, Bürgermeisterin Monika Neuhöfer-Avdić, Tobias Venedey (v. l.).

Abbildungsnachweis

- 1, 7** RPS-LAD, Tobias Venedey
- 2** RPS-LAD, Wolfgang Kaiser
- 3-5, 8** Stadt Lörrach
- 6** Stadt Lörrach (Hg.): Das Neue Rathaus. Lörrach 1976.unpaginiert. Scan: RPS-LAD, Tobias Venedey



2 Gesamtansicht des Lörracher Rathauturms von Nordosten.

Es ging bei mehreren Führungen im Sommer 2023 darum, niedrigschwellig in den Austausch mit allen Teilnehmenden zu kommen. Von zwei Mitgliedern unseres Gestaltungsbeirates hatten wir dabei eine umfassende städtebauliche Einordnung erhalten (Abb. 3, 4). Warum wurde das Gebäude gerade an dieser Stelle errichtet und was macht das mit der Stadt Lörrach? Zum Themenbereich Denkmalschutz hatten wir Sie eingeladen und gemeinsam nicht nur die äußere Gestaltung des Rathauses, sondern auch die bauliche Struktur und die bauzeitliche Innenausstattung in den Blick genommen (Abb. 5).

Unser internes Farbleitsystem hat viele angesprochen (Abb. 6, 7). Dieser Charme der 1970er Jahre, der gerade wieder im Kommen ist, dieses Retromäßige vor der eigenen Haustür, ist gewiss etwas, das uns in die Karten spielt und die Menschen anzieht.

Für uns war wichtig, auf allen Kanälen zu informieren und ins persönliche Gespräch zu kom-

men. Einzuladen, zu sagen, „Hallo, wir sind ansprechbereit. Wir erläutern gerne und wir bringen Fachleute mit, die ebenfalls noch mal Rede und Antwort stehen.“ Ich glaube, das ist ganz gut gelungen in dem Prozess. Nachher haben viele gesagt: „Wenn ich noch mal darüber nachdenke, was das Rathaus für mich bedeutet, dann würde schon was fehlen, wenn es nicht mehr da ist.“ Das ist doch eine tolle Wertschätzung.

Venedey: *Das wäre auch meine Frage gewesen: Normalerweise gelten Gebäude dieser Zeitstellung, Bauten der sogenannten zweiten (Nachkriegs-)Moderne, als eher schwer vermittelbar. Es ist wohl eher der Punkt, dass man viel erklären muss. Das ist hier erfolgt, und trotzdem hatte ich bei den Veranstaltungen das Gefühl, dass ganz viele Leute einen persönlichen Bezug dazu hatten. Es gab eine starke emotionale Ebene, die ich erst einmal gar nicht so vermutet hätte. Vielleicht weil wir noch in einer Zeit sind, bei der auch bei den Veranstaltungen viele Zeitzeugen noch zugegen waren. Das öffentliche Interesse an der Erhaltung des Rathauses, aus dem sich letztlich der Auftrag der Denkmalbehörden ergibt, war hier spürbar, obwohl das Objekt jetzt nicht per se „gefällig“ ist. Es hat meines Erachtens eine hohe ästhetische Qualität, aber es ist jetzt keine hübsche kleine Villa oder so. Das fand ich bemerkenswert.*

Ich habe mich gefragt, was die Gründe dafür sind. Es ist wohl genau das, dass man die Leute darauf hinweist und dass sie erst dann realisieren, was sie damit verbinden und was sie da vor sich haben. (Beide nicken.)

Venedey: *Führen Sie als Stadt solche Beteiligungsverfahren denn häufiger durch?*

Neuhöfer-Avdíć: *Ja, wir machen viele partizipative Verfahren. Das schon angesprochene Format Café Zukunft hatte nicht nur die Thematik des Rathauses im Blick, sondern diente auch dazu, noch mal zu zeigen, wofür Rathäuser auch*



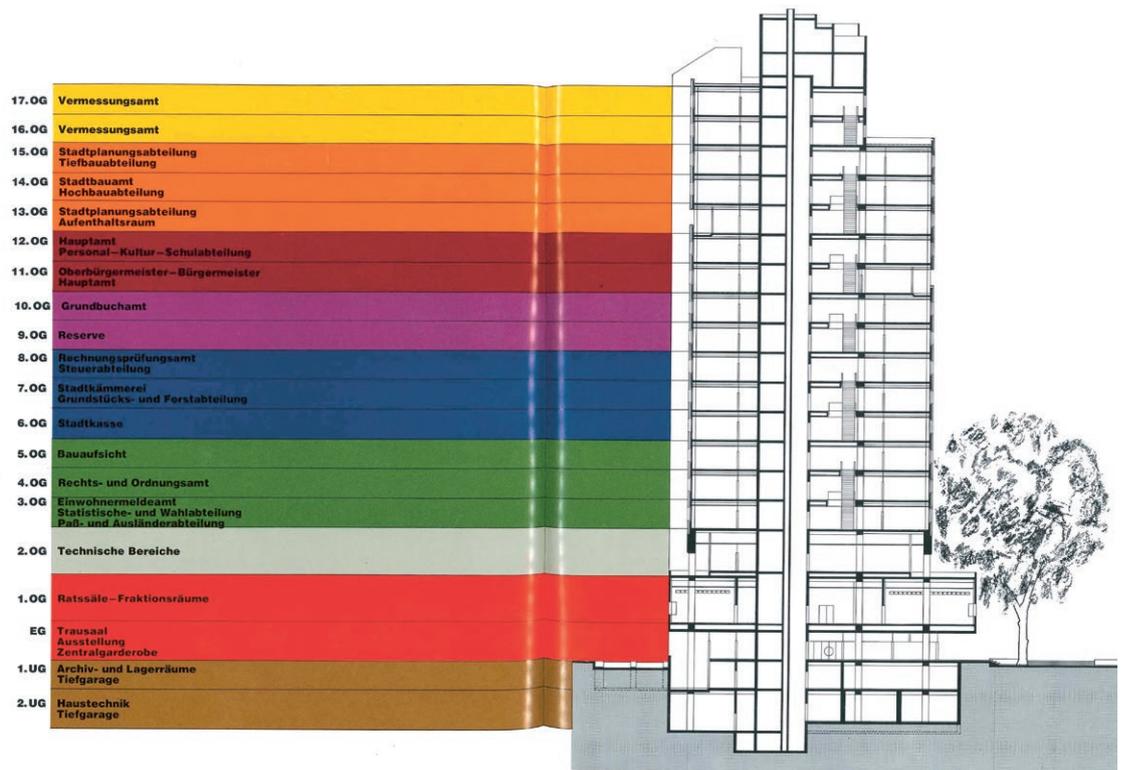
früher gebaut worden sind: eigentlich zum Austausch. Nun finden Austausch und Politik gefühlt viel zu sehr hinter verschlossenen Türen statt. Früher hatten Rathäuser immer einen Ratskeller, wo man sich treffen konnte oder wo die Bevölkerung eingeladen war, hinzukommen und sich mit der politischen Ebene auszutauschen. Das ist bei uns, auch wenn das so in der Architektur angelegt war, gar nicht mehr erfolgt. Wir wollten mit diesem Angebot Lust machen auf eine andere Zukunft und zeigen, was hier im Erdgeschoss möglich wäre. Mein Traum ist, zukünftig im Rathaus einen Demokratieraum zu etablieren. Wenn das auch nur ein kleines Café wäre, wo man andauernd rein- und rausgehen kann, damit man einen ganz niedragschweligen Eindruck oder ein Gefühl für das Rathaus bekommt, aber auch neue Nähe zu Verwaltung und Politik.

Auch bei vielen anderen Projekten führen wir frühzeitig partizipative Verfahren durch. Ich glaube, das ist wichtig, damit unterschiedliche und divergierende Interessen frühzeitig auf den Tisch kommen. Das ist uns auch hier gelungen. Die einen haben gesagt: „Reißt das Ding ab“ und die anderen: „Erhaltet das doch im Bestand, saniert es.“ Die Verfahren dienen dazu, sich über die unterschiedlichen Interessen auszutauschen, vielleicht noch unbekannte Aspekte zu ermitteln und einzubeziehen und sich gegenseitig kennenzulernen. Das schafft Vertrauen, und wir brauchen Vertrauen, dass wir das Beste für die Stadt im Blick haben, egal, in welcher Aufgabenstellung. Wenn man planerisch agiert, saniert oder neu baut oder ein altes Gewerbeareal kauft und dann eine Vision entwickelt, dann geht es darum, frühzeitig ins Gespräch zu kommen, ebendieses Vertrauen aufzubauen, immer wieder zu informieren, aber auch die Rückkoppelung zu haben, vielleicht mit einer guten Idee oder einem Hinweis, den wir gar nicht haben sehen können. Daraus entstehen Erfolgsprojekte. Und

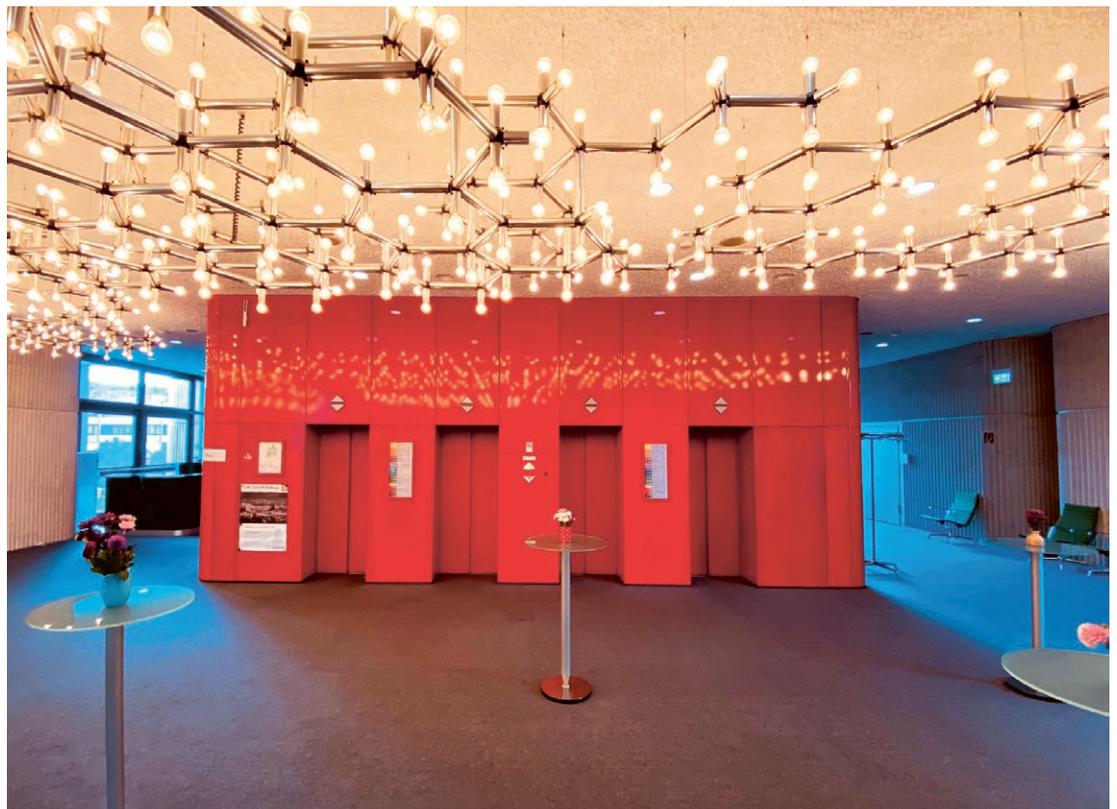
3 Führung zum Städtebau durch Dipl.-Ing. Dea Ecker (Heidelberg) und Prof. Dr. Michael Koch (ETH Zürich).

4 Reger Austausch auf der Dachterrasse.

5 Führung zu denkmal-fachlichen Aspekten durch das LAD.



6 Schematische Darstellung des Farbleitsystems des Rathaussturms.



7 Farbleitsystem am Erschließungskern des OG 1.

wenn man es dann noch schafft, dass man ganz viele mit dabei hat, die sagen: „Ich war von Anfang an mit dabei“, oder „Ich kann mich da wiederfinden mit meiner Aussage, oder auch nicht, aber ich habe verstanden, warum nicht“, dann

fördert das die Identifikation der Stadtbevölkerung mit den geplanten Objekten und Arealen.

Solche Prozesse bedürfen großer Anstrengung, eigentlich gehören sie nicht in unseren alltäglichen Aufgabenkatalog und wir haben auch

gar kein Personal wie zum Beispiel eine Bürgerbeteiligungsbeauftragte dafür. Das machen wir eigentlich immer on top. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass es sich auch vor dem Hintergrund der zahlreichen Falschnachrichten im Internet und den sozialen Medien lohnt, sich immer wieder persönlich zu begegnen und auszutauschen.

Venedey: *Das entspricht dem, was ich auch als randständig Beteiligter mitgenommen habe. Das Einzige, was mich irritiert hat, ist, dass bei all diesen Veranstaltungen kaum oder gar keine kritischen Stimmen zu hören waren. Die hätten ja durchaus Raum gehabt, aber irgendwie hat sich niemand beklagt, er könne etwas nicht nachvollziehen oder etwas würde nicht stimmen. Bis auf eine kleine politische Volte kurz vor dem Gemeinderatsbeschluss kam da nichts. Ich hatte vermutet, dass zum Beispiel kritische Bürger die Plattform kapern würden, aber es kam nicht dazu. Haben Sie hierfür eine Erklärung?*

Neuhöfer-Avdić: Das ist mir auch aufgefallen. Aber was ich gehört habe ist: „Na ja, ihr habt das ja alles gut erklärt. Was soll man denn dagegen sagen?“ Das frühzeitige Offenlegen aller Informationen war ein ganz großer Erfolg in dem Prozess. Natürlich gab es auch kritische Nachfragen aus der Bevölkerung, zum Beispiel per Mail. Da konnten wir sagen: „Danke, dass Sie die Frage stellen, die Antwort steht schon seit 1,5 Jahren auf unserer Homepage. Ich schicke Ihnen mal den Link und zitiere es hier auch.“ Und damit hatte sich das dann auch schnell erledigt. Die von uns identifizierten „Gegner“, die gesagt haben: „Das ist jetzt nicht gut, was ihr da vorhabt“, die haben wir explizit eingeladen zu unseren Veranstaltungen, allerdings sind sie meist nicht gekommen. Ich kann mich an ein, zwei persönliche Einladungen erinnern, die Bedenken vorzubringen, kritische Fragen zu stellen, aber diese Chance wurde nicht wahrgenommen.

Ich glaube, in der Bevölkerung hat man ziemlich schnell verstanden: Der Prozess ist transparent, wir wissen alles, es ist für uns nachvollziehbar. Rein emotionale Ablehnung hatte gegenüber den Sachargumenten wenig Raum.

Wir haben uns aber auch Gedanken gemacht,

zu welchem Zeitpunkt wir mit dem Thema kommen. Uns war klar, dass wir das Anfang dieses Jahres entscheiden müssen, um nicht zu nah an einen kommunalpolitischen Wahlkampf heranzugeraten. Ich glaube, es ist wichtig bei Projekten mit politischer Beteiligung, auf solche Rahmenbedingungen zu achten. Meines Erachtens wäre es nicht fair gewesen, politische Vertreter, die in einem Monat vielleicht gar nicht mehr zuständig sind, in die Verantwortung zu nehmen und entscheiden zu lassen.

Buchauer: Ich glaube, dass es auch deshalb so wenig kritische Äußerungen gegeben hat, weil der Bevölkerung das Thema wenig präsent war und sie die Zuständigkeit für den Umgang mit einem Denkmal eher bei der Stadt als Eigentümerin bzw. bei der Verwaltung sah. Vermutlich deshalb konnten wohl auch hauptsächlich Befürworter mobilisiert werden, weil die auch ein reges eigenes Interesse am Gebäude an sich hatten.

Neuhöfer-Avdić: Geholfen hat sicher auch, dass sich einflussreiche Personen der Stadtgesellschaft frühzeitig für das Projekt der Sanierung ausgesprochen haben.

Buchauer: Wir hatten in dem Kontext ja auch die Ausstellung „Gefährdete Arten“ des BDA extra zu uns genommen.

Venedey: *Die Frage nach den Erfolgsfaktoren hat sich damit im Prinzip auch geklärt. Sie sind sehr zahlreich. Und darin steckt vermutlich auch schon der wesentliche Punkt: Man muss die Leute sehr frühzeitig und umfassend informieren. Gibt es bei diesem Verfahren trotzdem Aspekte, bei denen Sie sagen, retrospektiv würden Sie das vielleicht anders machen?*

Neuhöfer-Avdić: Wäre es vermessen, wenn wir sagen: Nö? (Lacht.)

Buchauer: Wir hatten ja Erfolg, und das Beste war wohl, dass wir es uns in diesem Fall leisten konnten, eine Person abzustellen, die sich um fast nichts anderes gekümmert hat als um dieses Projekt. Aber anders machen kann man immer etwas.

Neuhöfer-Avdić: Natürlich. Uns ist es passiert, dass wir in einem Beschluss angekündigt hatten, wie viel Personal wir für die Sanierung

brauchen. Und das, obwohl wir uns da verwal-
tungsseitig noch nicht ganz einig waren. Wir
wollten das halt direkt umsetzen und rasch je-
manden finden, bevor jemand Wichtiges aus
dem Projekt in den Ruhestand geht. Das war im
Nachgang betrachtet weniger gut. Da haben wir
uns hetzen lassen, man darf in so einem Projekt,
wo ein Marathon ansteht, nicht auf einmal in
Hektik verfallen. Zum Glück ist alles gut gegangen.
Das ist es wohl, was man auf andere Projekte
übertragen kann: sich nicht aus der Ruhe brin-
gen lassen. Vor allem, wenn man über Denkmal-
schutz redet. Im Zweifelsfall steht ein Gebäude
schon länger, als wir auf der Welt sind. Und da
darf man sich einfach mal ein bisschen Zeit zum
Nachdenken nehmen, um ausgewogene Ent-
scheidungen zu treffen.

Venedey: *Gibt es Beiträge aus dem Verfah-
ren, vielleicht auch aus der Bevölkerung, die Ih-
nen besonders in Erinnerung geblieben sind?*

Neuhöfer-Avdić: Also, ich fand das Café Zu-
kunft (Abb. 8) total schön, dass wir anstelle des
ehemaligen Ratskellers ein Café aufgemacht ha-
ben. Wir hatten Glück mit dem Wetter, es kamen
viele Leute eher so zufällig vorbei, die sich dann
hingesetzt haben und mit denen man über dies
und das ins Gespräch kam: „Ah, ich wollte mit
Ihnen gar nicht übers Rathaus reden, sondern
über was ganz anderes. Da hinten ist das und
das auf der Straße“ oder: „Ich hab Probleme mit
meinem Ausweis.“ Das fand ich ein totales High-
light. Wir brauchen keinen Moderator und keine
großen Pläne für den Austausch, ein realer Ort
für niederschwellige Gespräche miteinander ist
Gold wert.

Venedey: *Gibt es denn jenseits des eigentli-
chen Gemeinderatsvotums Inhalte aus dem Be-
teiligungsverfahren, die Eingang in die weitere
Planung finden und wo Sie sagen, das hatten wir
so nicht bedacht, aber das ist uns augenschein-
lich geworden, dass wir das machen sollten?*

Neuhöfer-Avdić: Nein, bisher eigentlich nicht.

Buchauer: Also es hat uns bestärkt, zum Bei-
spiel dieses Café Zukunft, diesen Begegnungs-
raum, tatsächlich zu etablieren.

Neuhöfer-Avdić: Es sind zwar keine Aspekte
aufgetaucht, die wir nicht schon gesehen hatten,
aber wir haben im Prozess erkannt, dass wir
noch viel mehr über unsere Arbeit reden müssen,
die ja hier in diesem Gebäude geleistet wird. Den
Leuten ist beispielsweise nicht bewusst, dass et-
wa die Sanierung der Schulen oder Straßen, die
wir in der Stadt haben, hier in diesem Gebäude
geplant wird. Jeder Kindergartenplatz wird von
hier aus vergeben. Außerdem verrichten wir hier
die klassische Arbeit, wie Personalausweise aus-
stellen, Rentenbescheide erstellen und so weiter.
Wir haben daher bereits Führungen durch die
verschiedenen Abteilungen angeboten. Für mich
war das Projekt Rathaus definitiv noch mal ein
Ansporn, auch über diese Inhalte zu reden. Da
sollten wir noch dranbleiben und vor diesem
Hintergrund öfter mal in das Gebäude einladen.

Buchauer: Wo wir im Sommer ja auch schon
wieder hinwollen, und da soll auch das Landes-
amt für Denkmalpflege beteiligt sein.

Venedey: *Wir waren als Landesamt für Denk-
malpflege ja bereits im vergangenen Jahr mit
Führungen zum Denkmalwert des Rathauses so-
wie Beiträgen bei zwei Podiumsdiskussionen am
Verfahren beteiligt und beschäftigen uns selbst
auch verstärkt mit Fragen der Teilhabe (vgl.
Nachrichtenblatt Heft 2/24, Anm. d. Red.). Hal-
ten Sie das Feld Denkmalschutz bzw. Fragestel-
lungen der Bauverwaltung im weiteren Sinn als
grundsätzlich geeignet für partizipative Verfah-
renselemente?*

Neuhöfer-Avdić: Ein eindeutiges: „Ja“. Ich
denke, gerade im Denkmalschutz kommen wir
recht schnell an den Punkt, wo man viel erklären
muss. Das beginnt schon mit der Frage, warum
besteht hier Denkmalschutz? Also da kann sich
auch jede Denkmalbehörde etwas von uns ab-
schauen. Ich mache niedragschwellige Angebote,
biete Experten, biete vielleicht auch mal ein
Streitgespräch an, damit man über diese Themen
überhaupt mal in ein Gespräch kommt. Und das
ist auch das, was Frau Buchauer eben gesagt hat,
dass so viele Leute gesagt haben, jetzt, wo sie
das mal erklärt bekommen haben, können sie
das verstehen. Also von daher bietet sich das to-
tal an.



8 Café Zukunft
am 23.09.2023.

Es gilt aber auch, immer wieder neue Formate zu finden, Informationen zu transportieren. Eine einfache Publikation in einer Zeitschrift oder eine Bekanntmachung, beispielsweise bei einer Informationsveranstaltung oder in der Zeitung, reichen heutzutage nicht mehr aus. Im Denkmalschutz schaut man sich die Objekte ja an, da geht es nicht nur um theoretisches Wissen, sondern vor allem um Dinge, die man anschauen und vielleicht auch anfassen kann. Deshalb sind Gespräche vor Ort ein gutes Format, das ich empfehlen kann.

Venedey: *Frau Buchauer, Sie waren als Leiterin der Stabsstelle „Zukunft Rathaus“ intensiv mit der Projektentwicklung befasst, nun gehen Sie zeitnah in den wohlverdienten Ruhestand, wo es eigentlich so richtig losgeht. Blutet Ihnen da nicht auch ein wenig das Herz?*

Buchauer: Nein, das kann ich gut trennen. Meine Aufgabe bei der Stabsstelle war ja, dass ich dieses Projekt entwickle, dass ich es auf den Weg bringe und eine Entscheidung herbeigeführt wird. Spaß macht es mir, nun noch einige

Dinge vorzubereiten. An den Einzelthemen und der Projektleitung möchte ich nicht mehr so konkret beteiligt sein, das kann ich sehr gut abgeben und vertraue darauf, dass das, was jetzt aufgleist und auf den Weg gebracht ist, auch so umgesetzt wird, wie ich es mir im Hinterkopf denke. Und wenn nicht, dann wird es halt eine Überraschung.

Venedey: *Würden Sie denn dann zukünftig als „interessierte Bürgerin“ an einem Beteiligungsverfahren teilnehmen, wenn es im weiteren Verlauf so etwas noch einmal geben sollte?*

Buchauer: Um mich informieren zu lassen und zuzuhören – ja gerne. Mitgestalten und Reinreden würde ich nur, wenn ich gefragt werde, denn ich weiß ja, dass es Menschen gibt, die ein solches Projekt verantwortungsvoll umsetzen. Ihnen würde ich vertrauen. Aber dass ich mal zu einer Führung wieder dazukomme, das kann ich mir gut vorstellen.

Venedey: *Das freut mich sehr. Ich danke Ihnen beiden herzlich für dieses Gespräch!* ◀

Rezension

Zur geistlichen Wend.

Die Barockkirche St. Peter und Paul Hilzingen

Andreas Wieser

Hilzingen 2023, 702 Seiten mit zahlreichen Abb.

ISBN 978-3-00-075279-7, 50 Euro

Zu beziehen über den Buchhandel oder den Autor

Über das Bauvorhaben der Hilzinger Kirche gibt es keine Archivalien. Sicher sind die Grundsteinlegung im Juli 1747 und die Weihe im September 1751. So geht auch Andreas Wieser bei der Frage nach dem Baumeister weiter von einer „sicheren Zuschreibung“ an Peter Thumb (1681–1766) aus. Wieser, der als Architekt 2014 bis 2016 die Gesamtanierung der Kirche geleitet hatte, nutzte dies als Chance für Naheinsichten in Details der Architektur und der künstlerischen Ausstattung. Das ist eine der Grundlagen des voluminösen Bandes. Eine andere ist aus der Sicht des Architekten eine Konstellationsanalyse, die das Zusammenspiel von Bauherrn, Baumeister, Künstlern und finanziellen Bedingungen in einen aufschlussreichen Zusammenhang mit Funktionalität, Qualität und Nachhaltigkeit dieses Bauwerks bringt. Die Expertise des Architekten ist zudem Ausgangspunkt für seine grafisch und fotografisch umfangreich illustrierten Vergleiche von Fassaden- und (über 20) Turmlösungen sowie von Grundrissen verschiedener Kirchen von Peter Thumb, die so einen exakten Größenvergleich ermöglichen, was wiederum Rückschlüsse auf Konstruktions- und Gestaltungsformen zulässt. Ein weiterer Zugang, hier zu ikonografischen Fragen sowohl thematischer Bildkompositionen als auch einzelner Gestalten, ist die Historie der für Hilzingen verantwortlichen Klöster wie auch einzelner für die Orts- oder Bistumsgeschichte relevanter Personen. Schließlich bilden Biografien von Baumeister und Künstlern einen wesentlichen Bestandteil des Buches.

Nach einer abwägenden Tour d’Horizon des vorliegenden Schrifttums lassen sich die neun Kapitel wie folgt einteilen: Das erste Drittel stellt die beiden für die Geschichte des Ortes und der Kirche bedeutsamen Klöster, Petershausen bei Konstanz und St. Georgen in Stein am Rhein, sowie den entscheidenden Bauherrn, Abt Alphons Strobel von Petershausen (Abbat 1737–1750) vor. In allen drei Kapiteln werden mit der Präsentation wichtiger Persönlichkeiten bereits ikonografische Merkmale für die Ausstattung der Kirche festgeschrieben. Das zweite Drittel ist der Baugeschichte der Kirche einschließlich der Vorgängerbauten in Hilzingen,

dem Architekturkonzept, für das Wieser den eigenständigen Begriff eines „alemannischen Spätbarock“ vorschlägt, sowie konzeptionellen ikonografischen Fragen gewidmet. Breiten Raum nehmen dabei Vorlagen und Vergleichsobjekte der Kunstwerke ein. Die abschließenden drei Kapitel behandeln die Ausstattung der Kirche: Altäre, Kanzel und Orgel. Innerhalb der einzelnen Kapitel finden sich zur Personengeschichte je nach Kunstgattung unter anderem die – in manchen Teilen spekulative – Biografie des Malers Benedikt Gumbs, Überlegungen zu einem wechselseitigen Einfluss zwischen dem Bildhauer Dominikus Herberger und dem Stuckateur Johann Georg Gigel oder einer möglichen Beteiligung Christian Wentzingers bei der Gestaltung des Hochaltars, der Kanzel und des Orgelprospekts. Zum Artikel über die Geschichte der Orgel selbst bringt der Autor als langjähriger Organist wiederum eine eigene Kompetenz ein.

Im Anhang finden sich zwei für die Denkmalpflege zentrale Abschnitte, zum einen über Renovierungen und Umgestaltungen 1828 bis 2009, zum anderen über die umfangreichen Sanierungsarbeiten 2014 bis 2016: Ersterer wird zum Lehrstück, wie sich der Wandel des Kunstgeschmacks in den Renovierungen von Barockkirchen abbildet: Das Unverständnis gegenüber barocker Kunst führte in vielen Kirchen des 18. Jahrhunderts in der zweiten Hälfte des

19. Jahrhunderts geradezu standardmäßig zu stilwidrigen Eingriffen. Es kam zu Übermalungen von Decken- und Altarbildern, dem Austausch mit neogotischen Altären und dem Einbau von bunten Glasfenstern, die freilich selbst oft wieder wertvolle Kunstwerke sind. Dass die Bilder hier dann im frühen 20. Jahrhundert nicht nochmals „frei übermalt“ wurden, sondern die „Wiederherstellung des Originalzustandes“ durchgesetzt wurde, ist dem großzügig-badischen Konservator kirchlicher Denkmale Prof. Dr. Joseph Sauer (1872–1949) zu verdanken. Die bis in technische Einzelheiten gehende Beschreibung der Arbeiten 2014 bis 2016, die vor allem der Sicherung von Architektur und künstlerischer Ausstattung dienen – der spektakulärste Moment war die kontrovers diskutierte Abnahme des Turmhelms –, wird für zukünftige Maßnahmen eine hilfreiche Dokumentation sein.

Die Synopse ergibt ein anspruchsvolles, anregendes, materialreich-nützlich Werk. Wie der Autor selbst angibt, werden dabei bisweilen fehlende Archivalien durch erschlossene hypothesenartige Vermutungen kompensiert. Einem einzelnen Genre lässt sich der Band nicht zuordnen: Eher ist es, über die Kapitel verteilt, ein Mosaik von historischen, kunsthistorischen und biografischen Studien.

Hans-Otto Mühleisen



Rezension

Die Tankstelle – Ein Bautypus im Wandel seiner Symbolhaftigkeit

Franz Arlart

Dissertation an der Universität Stuttgart,
Berlin 2023, 464 Seiten mit 612 Schwarz-
Weiß-Abb, 55 Euro

Zu beziehen über den Buchhandel oder den
Jovis Verlag

Das Automobil ist die Triebfeder des weltweit ständig steigenden Individualverkehrs. Der bahnbrechende Siegeszug des Autos ist eng verknüpft mit der baulichen Infrastruktur des Straßenverkehrs. Eine Sonderrolle in der Gruppe der dem Autoverkehr dienenden Funktionsbauwerke nehmen die Tankstellen ein. Sie sind mehr als nur die bauliche Hülle für die Versorgung und Wartung des Fahrzeugs. Die Tankstellen spiegeln ähnlich wie das Auto die ästhetischen Vorstellungen ihrer Entstehungszeit wider. So übertrug man die Stromlinienform des Automobils auf Bauteile moderner Architektur und damit auch auf Tankstellen. Besonders deutlich wird die Entwicklung bei den geschwungenen Flugdächern. Diese zunächst im Hotelbau verwendeten Bauteile übernahm man später als Schutzdächer für die Tankstellen. Die architektonische Gestaltung von Tankstellen geht weit über die Funktionalität hinaus. Tankstellen sind und waren symbolhaft aufgeladene Bauten. Die Tankstellenarchitektur ist wie das Firmenlogo oder die Leitfarben Teil des Corporate Designs von Mineralölfirmen und trägt zur schnellen Wiederauffindbarkeit der einzelnen Tankstellenmarke im unübersichtlichen Verkehrsgeschehen bei. Die sich stets wandelnde Symbolhaftigkeit des Automobils vom avantgardistischen und modernen Sehensuchsobjekt hin zum funktionalen Gebrauchsgegenstand spiegelt sich auch in der Entwicklung der Tankstellenbauten wider. So werden parallel zueinander die aufsehenerregenden futuristischen und modernistischen Autos und Tankstellen im Zuge der steigenden Massenmobilisierung und Ölkrise zunehmend zu funktionalen Gebrauchsgegenständen reduziert.

Bei der großen Symbolhaftigkeit von Tankstellen bestand bisher eine große Lücke in der architekturgeschichtlichen Forschung. Die Publikationen zu Tankstellen erstreckten sich auf kulturgeschichtliche Betrachtungen und kurze Artikel über einzelne Bauwerke. Aber es fehlte bislang für die Forschung ein architekturgeschichtliches Überblickswerk mit wissenschaftlich belastbaren Quellen. Die aus seiner Dissertation hervorgegangene Publikation des Archi-



tektek und Architekturhistorikers Franz Arlart schließt nun diese Lücke.

Arlart führt zuerst in das Thema ein, zeigt den bisherigen Forschungsstand und stellt den Gegenstand seiner Untersuchungen vor. Für die Erforschung der Tankstellen wirft er zunächst einen Blick auf die Entwicklung des Automobils und die Wechselwirkung von Automobil-design und Architektur. Anschließend geht er näher auf die Bauaufgabe Tankstelle ein, definiert Begriffe zum Bautypus Tankstelle und deckt die sich wandelnde Symbolhaftigkeit dieser Baugruppe auf. In diesem Kapitel zeigt er beispielsweise die betrieblichen und planerischen Anforderungen an die Tankstellen und stellt die Konstruktionsprinzipien der vielzähligen Tragwerke der Schutzdächer vor. Im Folgenden eröffnet er einen geschichtlichen Überblick zur Entwicklung von Individualverkehr und zu den Entwicklungsphasen im Tankstellenbau vom 19. Jahrhundert bis in die Zukunft. Zum Schluss vertieft er in einem Katalogteil seine Forschungen an konkreten Tankstellenbauten in Baden-Württemberg. Im Katalogteil werden die einzelnen Objekte durch Steckbriefe mit wesentlichen Kenndaten, wie Lage, Baugeschichte und Baubeschrei-

bung, vorgestellt. Die Steckbriefe sind mit Fotos und Plänen illustriert.

Das äußerst anschaulich illustrierte und wissenschaftlich fundierte Werk ist ein unersetzbares Nachschlagewerk für Wissenschaftler und am Thema interessierte Liebhaber. Einen besonders großen Wert hat der Architekt Franz Arlart auf die Gestaltung des Buches gelegt. In ansprechendem Layout und oft illustriert durch eigene Freihandskizzen nimmt man das Buch schon aus Freude über die detailreiche Ausgestaltung gerne in die Hand. Franz Arlart hat sich als Zielvorstellung vorgegeben, „einen aktiven Beitrag zum Erhalt dieser denkmalwürdigen und architektonischen Meisterstücke im Tankstellenbau“ leisten zu wollen. Dieses Ziel wurde durch die Arbeit mehr als erfüllt, denn mit dem Buch können sich nun Profis und Liebhaber intensiv dem Themenkomplex Tankstelle annähern, die Wertigkeiten einzelner Exemplare dieser Baugruppe besser erfassen und vor allem deren Werte der Öffentlichkeit vermitteln.

Peter Huber

Gut zu wissen

SAVE THE DATE: FORT- UND WEITERBILDUNGSPROGRAMM DER BAU- UND KUNSTDENKMALPFLEGE 2025

Auch im kommenden Jahr bietet die Bau- und Kunstdenkmalpflege wieder umfangreiche Fortbildungen an und setzt die Vortragsreihe „DenkMal am Mittwoch“ fort. Folgende Termine stehen bereits fest. Weitere Veranstaltungen,

nähere Informationen und Anmeldung über den Veranstaltungskalender auf der Website des Landesamts für Denkmalpflege: www.denkmalpflege-bw.de

8.1.2025	DenkMal am Mittwoch: Nach 1945 in Karlsruhe: Zerstörung, Wiederaufbau und Flächensanierung aus der Sicht der Denkmalerfassung, Webinar	<i>Dr. Clemens Kieser</i>
12.2.2025	DenkMal am Mittwoch: Graffiti im Denkmal, Webinar	<i>Dr. Daniel Schulz</i>
18.2.2025	Hinter den Kulissen des Landesamtes für Denkmalpflege – Einladung für Fachpartner der Denkmalpflege, LAD in Esslingen	<i>Bau- und Kunstdenkmalpflege, Ref. 83 inkl. Restaurierungswerkstätten</i>
12.3.2025	DenkMal am Mittwoch: Wohnen im Kulturdenkmal – Neunutzen und Umnutzen, Webinar	<i>Dr. Anne-Christin Schöne</i>
27.3.2025	Einführungsveranstaltung für Untere Denkmalschutzbehörden, Webinar von VWA und LAD	<i>Philipp Leber, Dr. Irene Plein, Dr. Karsten Preßler</i>
9.4.2025	DenkMal am Mittwoch: Spätmittelalterlicher Backsteinbau in Oberschwaben, Webinar	<i>Claudia Eckstein</i>
14.5.2025	DenkMal am Mittwoch: Solaranlagen auf Kulturdenkmälern in Baden-Württemberg, Webinar	<i>Prof. Dr. Ulrike Plate</i>
4.6.2025	DenkMal am Mittwoch: Die Denkmale werden auch immer jünger ... Junge und jüngste Kulturdenkmale in Baden-Württemberg – ein Werkstattbericht, Webinar	<i>Dr. Martin Hahn</i>
9.7.2025	DenkMal am Mittwoch: Zum Umgang mit Kulturdenkmälern aus Ingenieurperspektive, Webinar	<i>Dr. Sabine Kuban</i>
11.7.2025	Tag für Ortsgespräche in Denkmalbaustellen – Einladung für das Fachpartnerfeld. Genauere Details werden im April bekannt gegeben.	<i>Landesamt für Denkmalpflege</i>
17.9.2025	DenkMal am Mittwoch: Denkmalpflegerische Bestandsanalyse. Inhalte von und Anforderungen an bauhistorische Untersuchungen – von der Zeichnung über die Fotodokumentation bis zum Bericht, Webinar	<i>Christiane Brasse</i>
23.9.2025	Schulung ADABweb für Untere Denkmalschutzbehörden	<i>Barbara Otto</i>
8.10.2025	DenkMal am Mittwoch: Denkmalinteressierte aufgepasst! Wissenswertes zu Denkmalpflege, Denkmalvermittlung und Teilhabemöglichkeiten, Webinar	<i>Dr. Irene Plein</i>
12.11.2025	DenkMal am Mittwoch: Umnutzung von denkmalgeschützten Industriearealen in Baden-Württemberg, Webinar	<i>Dr. Michael Hascher und Dr. Karsten Preßler</i>
13.11.2025	Einführungsveranstaltung für Untere Denkmalschutzbehörden, Webinar von VWA und LAD	<i>Philipp Leber, Dr. Irene Plein, Dr. Karsten Preßler</i>
10.12.2025	DenkMal am Mittwoch: Wie wirksam sind Lichtschutzsysteme? Vorstellung eines DBU-Projekts zum Schutz von Ausstattungen in Baudenkmalen, Webinar	<i>Dr. Kristina Holl und Dunja Kielmann</i>



1 Gegenstand von Sanierungen: der Marktplatz in Karlsruhe (8. 1. 2025).



5 Umnutztes Industrieareal in Unterboihingen (8. 10. 2025).



9 Wohnen im Kulturdenkmal – Baustellenimpression (12. 3. 2025).

Abbildungsnachweis **1** Christine Gustai; **2** RPS-LAD, Daniel Schulz; **3** RPS-LAD, Claudia Eckstein; **4** RPS-LAD, IGM; **5** HOS Projektentwicklung GmbH, Wendlingen; **6** RPS-LAD, Dunja Kielmann; **7** RPS-LAD, UR; **8** RPS-LAD, UE; **9, 12** RPS-LAD, FP; **10** Michaela und Klaus Küchle; **11** RPS-LAD, C. Brasse, H. von Werder-Zyprian, B. Karger, P. Wiesinger



2 Handwerkergraffito von 1909 aus Pforzheim (12. 2. 2025).



3 Formsteinfries an einem Backsteinturm (9. 4. 2025).



4 Junges Kulturdenkmal: Kindergarten in Stuttgart (4. 6. 2025).



6 Lichteinfall ins Breisacher Münster (10. 12. 2025).



7 Denkmalvermittlung in den Restaurierungsateliers des Landesamtes für Denkmalpflege (18. 2. 2025).



8 Der Tag für Ortsgespräche bietet Gelegenheit zum Austausch vor Ort (11. 7. 2025).



10 Rote Aufdach-PV-Anlage auf der hofseitigen Dachfläche einer Scheune in Mühlacker-Lienzingen (14. 5. 2025).



11 Eine bauhistorische Untersuchung mit ihren möglichen Bestandteilen: Zeichnungen, thematischen Kartierungen und Bericht (17. 9. 2025).



12 Bürgerforen und Runde Tische gehören zu den Möglichkeiten, aktiv an denkmalpflegerischen Entscheidungen mitzuwirken (8. 10. 2025).

Aktuelles

TAUSCHBÖRSE FÜR ALTBESTÄNDE DES NACHRICHTENBLATTES



Liebe Leserinnen und Leser,

immer wieder kommt es vor, dass Interessierte bei uns anfragen, ob noch ältere Jahrgänge unserer Zeitschrift „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege“ erhältlich sind. Da wir keine Lagerbestände unserer Zeitschrift vorhalten, müssen wir in diesem Fall auf unser E-Journal verweisen. Zugleich wenden sich jedoch gelegentlich auch Abonnenten an uns und bieten uns geschlossene Sammlungen unserer Zeitschrift an. Vor diesem Hintergrund wenden wir uns heute an Sie und möchten die Einrichtung einer Tauschbörse vorschlagen.

Wir übernehmen es künftig, Anbietende und Nachfragende per E-Mail zusammenzubringen, sodass Sie den Austausch untereinander vornehmen können. Eine Übernahme von Beständen ins Landesamt für Denkmalpflege und dortige Abholung ist nicht möglich.

Wenn Sie also Interesse daran haben, eine geschlossene Sammlung des Nachrichtenblattes zum Tausch anzubieten, schreiben Sie doch bitte eine Nachricht an unser Redaktionspostfach Redaktion-Nachrichtenblatt@rps.bwl.de.

Geben Sie an, welche Jahrgänge Ihre Sammlung umfasst (zum Beispiel Hefte 2/2002–3/2024), und teilen Sie uns Name, Anschrift, E-Mail-Adresse und Tel-Nr. mit. Bitte bestätigen Sie uns zudem, dass Sie mit der Weitergabe Ihrer Kontaktdaten zum Zwecke des Austauschs an potenzielle Interessenten einverstanden sind. Dies ist datenschutzrechtlich Voraussetzung zur Bearbeitung Ihres Wunsches.

Als Interessierte schreiben Sie uns doch bitte ebenfalls eine Nachricht an unser Redaktionspostfach Redaktion-Nachrichtenblatt@rps.bwl.de. Teilen Sie uns Name, Anschrift, E-Mail-Adresse und Tel-Nr. mit und bestätigen Sie bitte ebenfalls, dass Sie mit der Weitergabe Ihrer Kontaktdaten zum Zwecke des Austauschs an potenzielle Anbietende einverstanden sind.

Sobald Angebot und Nachfrage zusammenkommen, stellen wir den Kontakt für Sie her, sodass Sie den Austausch untereinander regeln können. Wir empfehlen den Interessierten die persönliche Abholung beim Anbietenden oder die Übernahme der Versandkosten.

Wir bitten um Verständnis, dass es unter Umständen zu längeren Wartezeiten kommen kann, da die Übermittlung des Tauschpartners ein zeitgleiches Vorliegen von Angebot und Nachfrage erfordert.

Ihr Redaktionsteam
Dr. Irene Plein und Grit Koltermann

Abbildungsnachweis
RPS-LAD, Irene Plein

Aktuelles

VERGABE DES HOCHWACHT-STIPENDIUMS ZU BAUHISTORISCHER FORSCHUNG 2025

Für die Sommermonate von Mai bis Oktober 2025 lobt die Stadt Esslingen am Neckar gemeinsam mit der Wüstenrot Stiftung und mit Unterstützung des Landesamtes für Denkmalpflege ein Wohn- und Arbeitsstipendium für bauhistorische Forschung aus. Namegebend für das Stipendium ist die Hochwacht, ein Teil der mittelalterlichen Befestigungsanlage der ehemaligen Reichsstadt Esslingen. Sie war das Domizil eines der Hochwächter, der die Aufgabe hatte, die Bewohner der Stadt rechtzeitig vor Brand und Feind zu warnen. Viele Jahre diente sie als Atelier, heute ist sie die Wohnung der Stipendiatinnen und Stipendiaten.

Ziel des Stipendiums ist es, Raum zur ungestörten, konzentrierten Forschung zu bieten und Publikationen zu fördern, die sich mit Aspekten der Stadt- und Architekturgeschichte, Kulturgeografie und Geschichte Süddeutschlands sowie der angrenzenden Gebiete befassen. Ein thematischer Bezug zur Stadt Esslingen ist wünschenswert. Seit Einführung haben bereits fünf Personen im Rahmen des Stipendiums geforscht.

Zur Bewerbung aufgefordert ist der wissenschaftliche Nachwuchs an deutschsprachigen Hochschulen mit einem Schwerpunkt auf den Gebieten Architekturgeschichte, Denkmal- und

Bauforschung, Restaurierung, Mittelalterarchäologie, Stadtgeschichte, Kunstgeschichte oder verwandten Forschungsgebieten.

Das Stipendium wird vergeben für freie oder universitäre Publikationsprojekte, für Projekte im Rahmen von Studienabschlussarbeiten (Magister-, Diplom- oder Masterarbeiten) sowie im Zusammenhang mit Dissertations- und Habilitationsschriften. Ausschlaggebend ist die Publikationsabsicht.

Rahmenbedingungen:

- ein freies Wohnatelier in der Hochwacht Esslingen
- ein Unterhaltszuschuss von 1500 Euro monatlich
- federführende Begleitung und Betreuung durch das Kulturamt Esslingen unter Einbeziehung der Unteren Denkmalschutzbehörde Esslingen, des Stadtarchivs und des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg
- Einbindung in die lebendige Kulturszene Esslingens
- Möglichkeit zur Präsentation des Forschungsfortschritts während der Laufzeit des Stipendiums, zum Beispiel durch einen Vortrag bzw. ein Kolloquium
- Möglichkeit der Vorstellung des abgeschlos-

senen Forschungsprojektes bzw. der Publikation, begleitet durch das Kulturamt und das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg

Folgende Unterlagen sind bis zum 15. 12. 2024 per Mail einzureichen:

- eine kurze Projektskizze von max. zwei DIN-A4-Seiten. Diese soll Inhalt und Gegenstand des Forschungsprojektes beschreiben und über den institutionellen Rahmen informieren
- das ausgefüllte Formblatt, das als Download zur Verfügung steht
- eine Kurzbiografie und gegebenenfalls eine Publikationsliste
- bei Studienarbeiten: ein gutachterliches Begleitschreiben eines betreuenden Hochschullehrenden zum Projekt im Umfang von einer DIN-A4-Seite (kann separat eingereicht werden)

Weitere Informationen und Download der Bewerbungsunterlagen unter www.esslingen.de/hochwacht und über das Kulturamt der Stadt Esslingen a. N., Tel. 0711/3512–2644, E-Mail: hochwacht@esslingen.de

Abbildungsnachweis
Stadt Esslingen a. N., Thomas Wagner

Die Hochwacht auf der Esslinger Burg, Domizil der Stipendiaten.



Aktuelles

KIRCHEN SIND GEMEINGÜTER!

FÜR EINE NEUE VERANTWORTUNGSGEMEINSCHAFT VON STAAT, KIRCHEN UND (ZIVIL-)GESELLSCHAFT

Kirchen und ihre Ausstattungen gehören zu den wichtigsten Zeugnissen des Kulturerbes in Europa. Doch die christlichen Gemeinschaften sehen sich zunehmend nicht mehr in der Lage, diesen wertvollen Bestand zu erhalten. Immer weniger Gläubige nutzen die Räume, die Kirchensteuereinnahmen sinken, immer mehr Bauten werden außer Gebrauch gestellt oder gar abgerissen. Kirchenräume sind jedoch Common Spaces – viele Menschen haben oft über Jahrhunderte zu diesem Gemeingut beigetragen. Wer diese Bauten heute allein privatwirtschaftlich als Immobilien betrachtet, beraubt die Gemeinschaft.

Staat und Gesellschaft können und dürfen sich ihrer historisch begründeten Verantwortung für dieses kulturelle Erbe nicht entziehen. Deshalb hat sich die Initiative Kirchenmanifest gegründet und ruft dazu auf, der neuen Lage mit neuen Formen der Trägerschaft zu begegnen: mit einer Stiftung oder Stiftungslandschaft für Kirchenbauten und deren Ausstattungen.

Die Initiative wurde angestoßen von Professorinnen und Professoren der TU Dortmund und der Universität Bonn sowie Vertreterinnen und Vertretern des Arbeitskreises Kirchturmdenken, der Baukultur NRW, der Bundesstiftung Baukultur, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, dem Rheinischen Verein für Denkmalpflege und dem Westfälischen Heimatbund. Bis Mitte September haben um die 19 500 Personen die Pe-

tition unterzeichnet. Nähere Informationen und Hinweise auf Veranstaltungstermine zum Thema finden Sie unter: <https://www.moderne-regional.de/kirchenmanifest/>

Das Manifest:

Kirchenbauten sind mehrfach codierte Orte

– Kirchenbauten sind zunächst Räume der christlichen Bekenntnisse und damit Zeugnisse der Geschichte der Menschen mit Gott. Zugleich sind sie kulturelles Erbe aller Menschen. Sie sind Räume der Kunst, des Handwerks und der Musik. Kirchen wirken oft stadt- oder dorf-bildprägend und eröffnen damit spannende soziale Erfahrungs- und Chancenräume.

– In Deutschland gibt es etwa 40 000 Kirchen. Sie werden seit Jahrhunderten von Gläubigen erwirtschaftet, geschaffen und unterhalten. Beinahe täglich werden Bauten außer Gebrauch gestellt oder sogar abgerissen. Nach ihrem Selbstverständnis sind die Kirchen Sachwalterinnen dieses Bestands. Doch sie alleine sind heute mit dem Erhalt überfordert. Politik und Gesellschaft lassen sie gewähren oder scheuen sich, die Verantwortung zu übernehmen. Fallen Kirchenbauten weg, verändern sich Städte und Dörfer jedoch gravierend. Daher brauchen wir eine breite Debatte über eine neue Trägerschaft, um Kirchenbauten als Gemeingüter zu sichern.

Kirchenbauten fordern Teilhabe

– Oft haben sich die kirchlichen Institutionen bereits von den kulturellen Markern ihrer Religion verabschiedet. Doch alle Menschen haben ein Recht auf Teilhabe am kulturellen Erbe, wie es die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte sowie zahlreiche Konventionen der UNESCO und des Europarats festhalten. Dieses Recht gilt explizit für die diversen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts.

– Kirchenbauten prägen – vor allem seit Ende des Zweiten Weltkriegs – die Gestaltung der europäischen Einheit. Vor Ort bilden sie Knotenpunkte in einem kontinentalen Netzwerk der Beziehungen. Als grundsätzlich frei zugängliche Räume stehen sie für Gruppenerfahrungen und kulturelle Erlebnisse offen. Diesen Schatz gilt es, als lebendiges Erbe zu erhalten.

Kirchenbauten sind radikal

öffentliche Orte

– Schon die Bibel kennt beides: Da ist zum einen der menschliche Stolz, für Gott ein prächtiges Haus zu bauen. Da ist zum anderen die Kritik an der Selbstanmaßung, Gott auf einen menschlich gemachten Raum begrenzen zu wollen. Beide Überzeugungen finden sich im Kirchenbau wieder. Ob Bettelordenskirche oder Dom, ob Gemeindezentrum oder Betonburg, am Ende können Liturgie und soziale Verantwortung auch räumlich nicht ohne einander. Gott braucht keine Kirchenbauten, aber die Menschen sind auf solche Räume angewiesen.

– Im Sinne einer weltoffenen, einer Öffentlichen Theologie versteht sich Kirche als integraler Bestandteil der sie umgebenden Gesellschaft, ohne völlig in ihr aufzugehen. Dieses Plus, diesen Mehrwert vermitteln Kirchen sinnfällig als radikal öffentliche Räume. Daher muss ihre Zukunft mit allen gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren ausgehandelt werden.

Kirchenbauten sind

nachhaltiges Kulturerbe

– Denkmalpflege und Denkmalschutz folgen dem Auftrag, die materielle Überlieferung zu hüten. Genau hier ist die Unverfügbarkeit kultureller Ressourcen als „öffentliches Interesse“ gesetzlich verankert. Auch nicht denkmalgeschützte Bauten erfüllen wichtige öffentliche Anliegen. Gerade Kirchen der Moderne sind besonders gefährdet, denn hier treffen demografische Veränderungen auf die Abwertung moderner Formen und Materialien. Doch in ihrer Auseinandersetzung mit der modernen Gesellschaft bieten sie wertvolle Reibungsflächen, um unsere freie demokratische Gesell-



1 Bereits seit 1749 profaniert ist die spätgotische Wendelinskapelle in Marbach, die heute als Buchhandlung und Galerie von jedermann aufgesucht werden kann.

schaft weiterhin erfahrbar zu machen. Vor diesem Hintergrund zählen Kirchen jeden Alters mit ihrem besonderen baukulturellen Anspruch nach wie vor zu den bedeutendsten Bauaufgaben im kulturellen Erbe.

– Kirchen sind eine wertvolle materielle Ressource. Seit Jahrhunderten haben sie sich als robuste, transformierbare Architekturen erwiesen. Sie verkörpern den sorgsamen Umgang mit Baustoffen, das Wissen um das Reparieren, Weiterbauen und Umnutzen. Indem sie vergangene Energieflüsse und CO₂-Emissionen speichern, entlasten sie heute das Klima. Kirchen bieten – allein durch ihre Größe – kühle öffentliche Räume in den sich erheizenden Städten. Deshalb fordern wir einen Paradigmenwechsel: weg von Abriss und Neubau, hin zu Weiternutzung und Umbau.

Kirchenausstattungen gehören zum Erbe Europas

– In ihren Ausstattungen bewahren Kirchen Kunstschatze aus mehr als 1200 Jahren, je nach Konfession und Region in unterschiedlicher Weise. Diese vielfältigen Ausstattungen, zu denen auch baubezogene Kunst, Glocken und Orgeln zählen, verdanken sich dem Engagement ungezählter Schenkerinnen und Schenker. Sie bezeugen verschiedene Entstehungszeiten, Frömmigkeitsvorstellungen und theologische Überzeugungen. Sie machen die Kirchen zu Räumen des Gesprächs über Glaubensvorstellungen und zu kulturellen Erzählräumen.

– In ihrer Vielfalt sind Kirchenausstattungen eine unschätzbare Ressource für das friedliche Zusammenleben. Als kulturelles Erbe müssen Kirchen und ihre Kunstwerke daher durch verlässliche Öffnungszeiten, durch wissenschaftliche Forschungs- und Vermittlungsprojekte sowie durch eine weitherzige Nutzungsperspektive allen zugänglich gemacht werden.

Kirchenbauten sind Dritte und Vierte Orte

– Eindringlich betont der Soziologe Ray Oldenburg die Bedeutung der Dritten Orte (third places). Sie werden von Menschen auf ihren Wegen zwischen dem Zuhause (first place) und der Arbeitsstätte (second place) angesteuert. Auch Kirchen sind solche Orte kultureller Praxis und bürgerschaftlicher Begegnung. Mehr noch: Durch ihre Baubedeutungen und ihre Verflechtungen in den Stadtteilen sind sie weiterhin Vierte Orte, wenn sie in Dörfern und Stadtquartieren offene, spirituell bedeutsame Chancenzentren einer Sorgenden Gemeinschaft bilden.

– Besonders in den ländlichen Räumen sind Kirchen bauliche Wahrzeichen, zentrale Orientierungspunkte, Zeuginnen einer geistigen Tradition – und wichtige Treffpunkte. Denn anders als Dorfladen, Dorfkneipe oder Wirtshaus, Kulturhaus und Schule verschwinden sie nicht, wenn die Gemeinde schrumpft. Projekte wie



2-3 Die von Helmut Striffler entworfene denkmalgeschützte Trinitatiskirche in Mannheim beherbergt heute die 200 qm große Bühne des EinTanzHauses und wird im Rahmen von zahlreichen Kulturveranstaltungen bespielt.

das (von der Beauftragten des Bundes für Kultur und Medien mit Mitteln aus dem Bundesprogramm Ländliche Entwicklung geförderte) „Kirchturmdenken“ haben gezeigt: Gibt man ihnen die Chance, werden ländliche Kirchen zu Orten klug komponierter Kulturangebote und bürgerschaftlicher Begegnungen.

Kirchenbauten brauchen eine neue Trägerschaft

– Wir fordern eine neue Stiftung oder Stiftungslandschaft. Wird das Eigentum an bedrohten Kirchenbauten und ihren Ausstattungen durch eine Stiftung übernommen, verringert sich der wirtschaftliche Verwertungsdruck. Als Vorbild steht das erfolgreiche Modell der „Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur“ bereit, die vom Bund, vom Land Nordrhein-Westfalen, von der RAG-Stiftung, der RAG AG und vom Regionalverband Ruhr finanziell gefördert wird. So können in Nordrhein-Westfalen seit 1995 Bauten gesichert, erforscht, der Öffentlichkeit zugänglich ge-

macht und neuen Nutzungen zugeführt werden.

– Eine breit aufgestellte Verantwortungsgemeinschaft mit Staat, Gesellschaft und weiteren Akteurinnen und Akteuren sieht die Kirchen als kooperative Partnerinnen. Mit lokalen bzw. regionalen Partnerschaften kann eine Stiftung Nutzungskonzepte entwickeln, die dem Denkmalwert der Kirchenbauten angemessen sind, das Recht auf Teilhabe verwirklichen und auf Nachhaltigkeit angelegt sind.

– Kirchenbauten und ihre Ausstattungen gehören nicht allein den kirchlichen Institutionen und Gemeinden. Als ererbte Räume sind sie Gemeingüter, sie gehören allen.

Abbildungsnachweis

1 RPS-LAD; **2, 3** EinTanzHaus, Lys-Y-Seng

Aktuelles

„DAS KZ VOR DER HAUSTÜR“ – EINE WANDERAUSSTELLUNG DES LANDESAMTES FÜR DENKMALPFLEGE

In den vergangenen Jahren hat sich das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart im Rahmen eines systematischen Erfassungsprojektes auf Spurensuche an nationalsozialistischen Terrororten in Baden-Württemberg begeben. Im Fokus standen die ehemaligen Standorte von Außenlagern und Zwangsarbeitsstätten des KZ-Komplexes Natzweiler. Dessen Hauptlager, das KZ Natzweiler-Struthof, liegt im heutigen Frankreich, ist als Gedenkstätte gestaltet und beherbergt das „Europäische Zentrum des deportierten Widerstandskämpfers“.

Wie auch andere große KZ, entwickelte sich um das Hauptlager Natzweiler-Struthof in der Spätphase des Zweiten Weltkriegs ein weitverzweigtes Netz von Außenlagern, die ihm administrativ unterstellt waren. Ihre Insassen wurden zur Zwangsarbeit in der Rüstungsproduktion herangezogen. Etwa 35 dieser Außenlager wurden ab 1943 auf dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg eingerichtet. Der KZ-Terror wurde dadurch öffentlich sichtbar, das „KZ vor der Haustür“ zur geläufigen Erscheinung.

Der KZ-Komplex Natzweiler steht für ein deutsches Verbrechen von europäischer Reichweite. Mehr als 52 000 Personen aus über 30 europä-

ischen Nationen wurden in eines oder mehrere der Natzweiler-Lager deportiert, schätzungsweise mehr als 20 000 Häftlinge kamen ums Leben. Im Jahr 2018 wurde dem ehemaligen Konzentrationslager Natzweiler-Struthof und seinen etwa 50 Außenlagern in Frankreich und Deutschland von der EU-Kommission das Europäische Kulturerbe-Siegel verliehen. Die Auszeichnung erinnert an den KZ-Terror des NS-Regimes als verheerenden Bruch zivilisatorischer Grundwerte und moralischer Normen, der als traumatisierende Kollektiverfahrung zu einem Impulsgeber des europäischen Einigungsprozesses geworden ist.

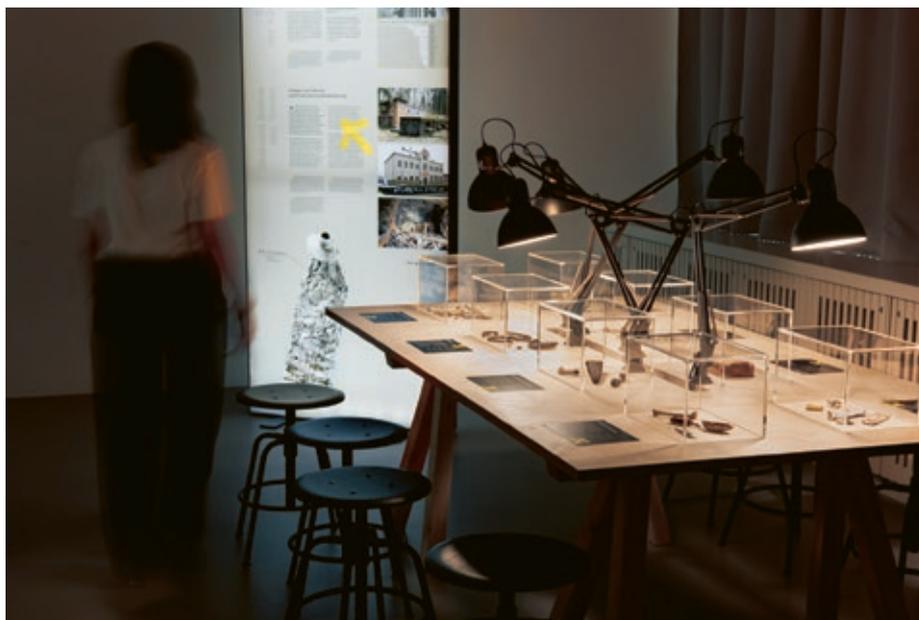
Im Rahmen seiner Bestandsaufnahme suchte das Landesamt für Denkmalpflege Antworten auf verschiedene Fragen. Welche Spuren haben sich an den ehemaligen Terrororten in Baden-Württemberg erhalten? Was können solche materiellen Relikte über die NS-Verbrechen aussagen? Wie ist mit der schwierigen Erblast angemessen umzugehen? Sollen die Zeugnisse eines verbrecherischen Kulturbruchs auch Kulturdenkmale sein?

Die Wanderausstellung „Das KZ vor der Haustür“ stellt Ziele, Methoden und Ergebnisse des mittlerweile nahezu abgeschlossenen Projektes vor. Sie ist als kleine Kabinett- oder Foyer-Aus-

stellung konzipiert, die die Neugier zufälliger Passantinnen und Passanten wecken und dazu einladen möchte, sich dem Thema Denkmalpflege an NS-zeitlichen Terrororten über Texte und Exponate zu nähern. Neben Infostelen mit Erläuterungen und Abbildungen werden in einer laborähnlichen Inszenierung Fundobjekte präsentiert, die aus dem Kontext baden-württembergischer Konzentrationslager stammen und bei Forschungsgrabungen oder systematischen Begehungen im Rahmen des Projektes geborgen wurden. Vor dem Hintergrund dessen, was uns aus Zeitzeugenberichten über die Verhältnisse in den Lagern bekannt ist, wächst diesen Relikten eine besondere Aussagekraft zu. Zwar mögen Gegenstände wie Löffel, Drahtfragmente, Knöpfe und Schuhbeschläge dem heutigen Betrachter zunächst banal erscheinen. In der gewaltsam hervorgerufenen Mangelsituation der Lagerhaft konnte dem Besitz solch schlichter Objekte jedoch eine existenzielle Relevanz im alltäglichen Überlebenskampf zukommen. Gerade dieser exorbitante Bedeutungszuwachs des scheinbar Belanglosen ist es, worin sich die Notlage der Inhaftierten und die Perfidität ihrer Peiniger am eindringlichsten mitteilt, war doch die Verknappung alles Dinglichen und das Vorenthalten lebens-



1 Grabungssituation auf dem Areal des ehemaligen KZ Bisingen, Zollernalbkreis, im Sommer 2019. Freigelegt sind Streifenfundamente und Abwasserleitungen der Waschbaracke.



2 Die Wanderausstellung „Das KZ vor der Haustür“ bei ihrer Erstpräsentation am Erinnerungsort Hotel Silber in Stuttgart.

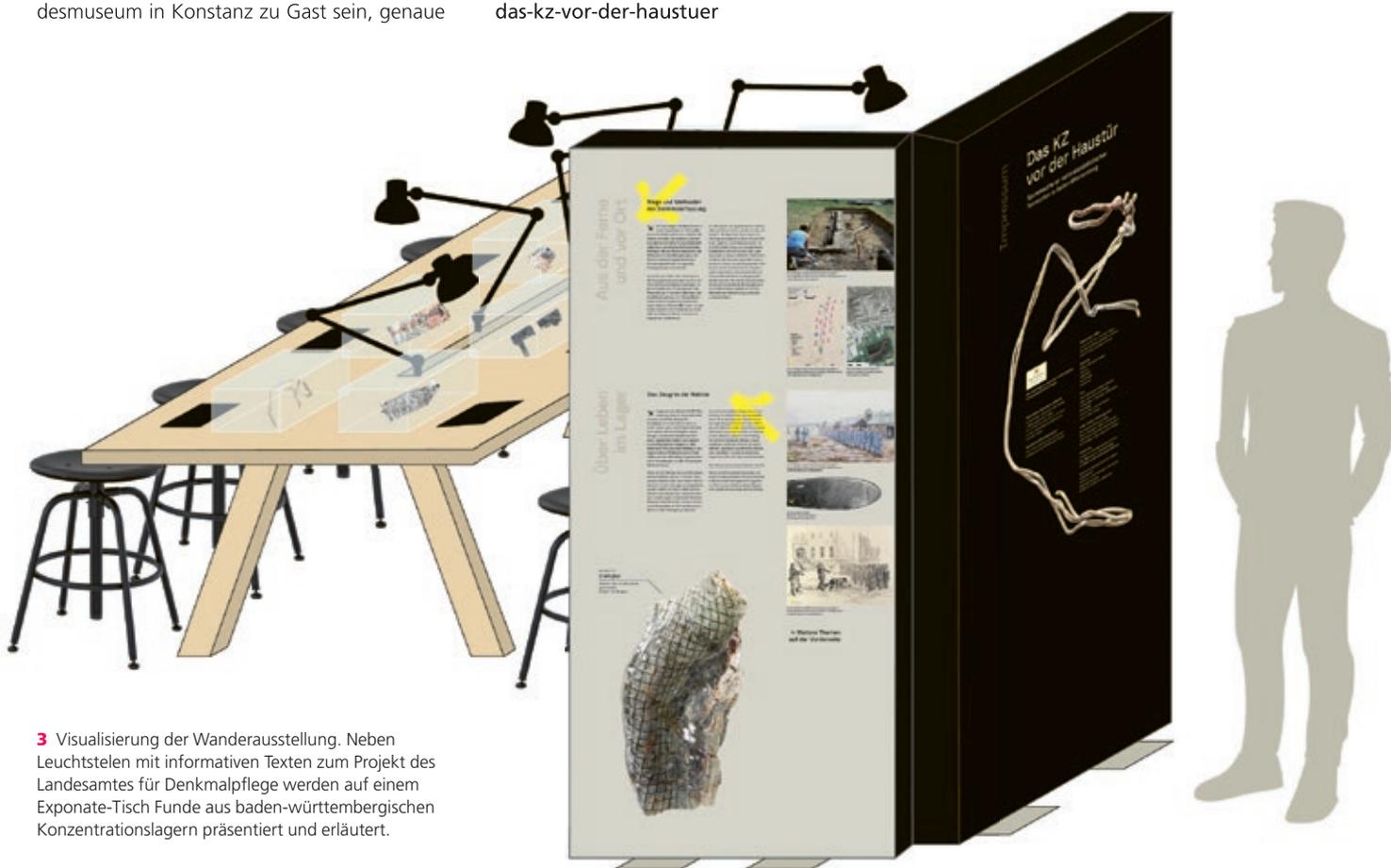
Abbildungsnachweis

1 RPS-LAD, S. Killinger; 2, 3 Studio Vaar GmbH

notwendiger Utensilien wie Kleidung, Hygieneartikel, Besteck und Geschirr ein Teilaspekt des entmenslichenden SS-Terrors. Nach ihrer Erstpräsentation am Erinnerungsort Hotel Silber in Stuttgart (Juni–August 2024) gastierte die Wanderausstellung „Das KZ vor der Haustür“ im Hauptgebäude des Regierungspräsidiums Stuttgart, Ruppmannstraße 21 in Stuttgart-Vaihingen. Voraussichtlich ab Mitte Januar 2025 wird sie im Archäologischen Landesmuseum in Konstanz zu Gast sein, genaue

Termine werden rechtzeitig im Veranstaltungskalender auf www.denkmalpflege-bw.de bekannt gegeben. Danach soll die Ausstellung ihre Wanderung fortsetzen, wobei als Präsentationsorte öffentliche Einrichtungen mit gut frequentierten Foyers infrage kommen, zum Beispiel Rathäuser, Landratsämter, Banken oder Museen. Interessenten finden unter: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen-und-service/service/ausstellungenverleih/das-kz-vor-der-haustuer

alle erforderlichen Informationen zu Raumgestaltung und Bemaßung der Ausstellung sowie zu den zuständigen Ansprechpartnern. Die Ausstellung wird gefördert vom Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde. Christian Bollacher



3 Visualisierung der Wanderausstellung. Neben Leuchtstelen mit informativen Texten zum Projekt des Landesamtes für Denkmalpflege werden auf einem Exponate-Tisch Funde aus baden-württembergischen Konzentrationslagern präsentiert und erläutert.

Aktuelles

HIMMEL UND ERDE –

NEUPRÄSENTATION DER SCHATZKAMMER IM ARCHÄOLOGISCHEN MUSEUM COLOMBISCHLÖSLE, FREIBURG

Das Archäologische Museum Colombischlössle in Freiburg zeigt in seiner Dauerausstellung die kulturhistorische Entwicklung Südbadens auf, von der Steinzeit bis ins Frühmittelalter. Die präsentierte Sammlung ist das Ergebnis der fruchtbaren Kooperation zwischen der Stadt Freiburg und dem Land Baden-Württemberg. Durch diese Konstellation gelingt es, anhand repräsentativer Funde die vor- und frühgeschichtliche Entwicklung des Ober- und Hochrheingebietes bis hinunter zum Bodensee mit äußerst qualitativollen Ausstellungsstücken darzustellen.

Seit 2009 präsentiert das Archäologische Museum die römische Sammlung in neu gestalteter Form. Im Jahr 2015 wurden die neu konzipierten Ausstellungsräume zur Stein- und Bron-

zezeit eröffnet, zwei Jahre später zwei weitere Räume zur Eisenzeit. Im Oktober 2022 folgte die Einweihung des Ausstellungsbereiches zum Frühmittelalter. Seit Anfang Juli zeigt sich auch die sogenannte Schatzkammer im neuen Gewand. Mit diesem letzten Raum ist die Neukonzeption und Neugestaltung der Dauerausstellung im Archäologischen Museum abgeschlossen.

Der neue Ausstellungsraum im Untergeschoss des Colombischlössles ist kaum wiederzuerkennen: Die helle Beleuchtung und eine frische Gestaltung ermöglichen ein völlig neues Erleben der Ausstellung, eine Sitzinsel in der Mitte des Raumes lädt zum Verweilen ein.

Die Exponate der Schatzkammer fanden als Grabbeigaben ihren Weg in die Erde. Diese

Funde gewähren somit Einblick in die damaligen Glaubensvorstellungen und erschließen sozusagen einen Hauch vom Himmel. Die Funde und Befunde lassen erkennen, welche Rituale für die damaligen Menschen bei der Verabschiedung der Toten von Bedeutung waren. „Himmel und Erde“ im Frühmittelalter fühlen sich heute zum Greifen nah.

Die Präsentation bedient sich dezenter Grafiken mit Rekonstruktionszeichnungen, welche die Funde ergänzen und in ihrem ursprünglichen Fundzusammenhang zeigen. Die Ausstellung setzt außerdem inhaltliche Schwerpunkte, welche das Erfassen und Verstehen der archäologischen Funde erleichtern. Sieben Themen werden vertieft und mit eindrucksvollen Objekten veranschaulicht. Die Inventare zweier Frauengräber aus Mahlberg und Hüfingen zeigen, wie das Grab zur Bühne umfunktioniert und die gesellschaftliche Stellung der Toten eindrucksvoll inszeniert wurde. Rätselhafte Befunde aus Mengen, Neudingen und Dürbheim illustrieren Sonderfälle bei der Bestattung von einzelnen Menschen. Aus dem 7. Jahrhundert stammt ein herausragendes Männergrab aus Neudingen, bei dem neben der Waffenausstattung auch die Reitausrüstung des Verstorbenen beigegeben wurde.

Für die Reise ins Jenseits bekamen die Verstorbenen auch Speisen und Getränke. Die Lebensmittel befanden sich in Bechern, Schalen, Flaschen und Krügen aus Ton oder Glas, welche in der neuen Schatzkammer ihre Pracht entfalten dürfen. Der Fund von Hühner- oder Schweineknöcheln verrät außerdem, dass auch reichlich Fleisch für das letzte Mahl aufgetischt wurde.

Die Grabbeigaben bieten Einblicke in die damalige geistige Welt und machen deutlich, dass tradierte Glaubensvorstellungen weiterhin eine wichtige Rolle für die frühmittelalterlichen Menschen spielten. Oft trugen die Verstorbenen Anhänger bei sich, die wahrscheinlich vor Gefahren und Schaden bewahren sollten. So besaßen Männer Perlen aus Glas oder Bernstein an ihren Schwertern, während Frauen vor allem ihre Gürtel damit schmückten. Ein eindrucksvolles Beispiel für solche Gehänge bieten die Perlen, Münzen und Amulette eines Grabes aus Mengen. Diese Amulette scheinen für die damaligen Menschen eine magische Kraft ausstrahlen zu haben. Eine interaktive Station schlägt eine Brücke zur Gegenwart mit dem allgemein menschlichen Bedürfnis nach Schutz, das wir heute kulturübergreifend vorfinden. Repliken zum Anfassen lassen die besonderen



1 Vitrine mit Zeugnissen des neuen, christlichen Glaubens.



2 Station mit Nachbildungen der Amulette in Originalmaterialien zum Anfassen.



3 Blick in die neugestaltete Schatzkammer.

Materialien der frühmittelalterlichen Amulette erspüren und erkunden.

Auf einzelne Objekte wurden Runen eingeritzt, um ihre schützende Wirkung zu verstärken. Neun Beispiele von Grabbeigaben mit lateinischen oder Runen-Inschriften werden im Original oder in Kopie gezeigt. An der dazugehörigen digitalen Station können die Besuchenden Fotos der beschrifteten Exponate vergrößern, umdrehen, die Buchstaben oder Kurztexte in der Umschrift sehen und deren Bedeutung interaktiv erschließen.

Manche der ausgestellten Beigaben zeugen vom Beginn eines neuen Glaubens: Kreuze aus dünnem Goldblech sowie christliche Motive als Verzierung von Alltagsgegenständen machen ab dem späten 6. Jahrhundert deutlich, dass sich das Christentum hierzulande allmählich ausbreitete. Besondere Persönlichkeiten fanden sogar in der Kirche ihre letzte Ruhestätte, wie das außergewöhnlich reiche Frauengrab aus Lahr-Burgheim belegt.

Die neue Schatzkammer im Colombischlössle ermöglicht das Eintauchen in die Bestattungsriten und in die Glaubenswelt des Frühmittelalters und zeichnet diese Epoche in unserer Region als eine Zeit des religiösen Überganges zwischen tradierten und christlichen Vorstellungen.

Helena Pastor Borgoñón

Literatur

Helena Pastor Borgoñón, Neupräsentation der frühmittelalterlichen Sammlung im Archäologischen Museum Colombischlössle, Freiburg, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 100, 2024 (im Druck).

Achim Weihrauch und Anita Scheuerle, Glanz aus der Glut geboren – Wiederbelebung und museale Vermittlung frühmittelalterlicher Schwerter, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 99, 2023, S. 52–57.

Beate Grimmer-Dehn, Hans Oelze und Helena Pastor, Neupräsentation der stein-, bronze- und eisenzeitlichen Sammlung im Archäologischen Museum Colombischlössle, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 95, 2019, S. 52–59.

Beate Grimmer-Dehn, Kathrin Lieb/Hans Oelze, Helena Pastor und Angelika Zinsmaier, Stadt – Land – Museum. Eine einmalige Kooperation im Freiburger Colombischlössle in: M. Kemkes et al (Hg.), Festschrift für Jörg Heiligmann, Friedberg 2018, S. 22–29.

Helena Pastor Borgoñón, Neupräsentation der römischen Sammlung im Archäologischen Museum Colombischlössle, Freiburg, in Archäologische Nachrichten aus Baden 84, 2012, S. 48–50.

Abbildungsnachweis

1–3 Patrick Seeger/Stadt Freiburg

Neuerscheinungen



Materialien zur Archäologie in Baden-Württemberg Bd. 1

PIA 1. Bericht des Pilotprojekts Inwertsetzung Ausgrabungen

Propylaeum eBooks, Heidelberg 2024

ISBN 978-3-96929-382-9

Online frei verfügbar (Open Access):

<https://doi.org/10.11588/propylaeum.1493>

Ca. 340 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln

Dokumente zur Archäologie in Baden-Württemberg Bd. 1–5

Propylaeum-DOK, Heidelberg 2024

Online frei verfügbar (Open Access): <https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/view/schriftenreihen/sr-88.html>

Das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart gibt mehrere archäologische Schriftenreihen heraus, die sich in Zielpublikum, Gestaltung und Vertriebsweg unterscheiden. Sie erscheinen als gedruckte Bücher und inzwischen zum überwiegenden Teil auch als frei zugängliche Online-Publikationen, allerdings erst nach einer Karenzzeit von einem bzw. zwei Jahren. Zwei neue Schriftenreihen der archäologischen Denkmalpflege setzen nun voll auf den digitalen Verbreitungsweg. Nach den Prinzipien des Open Access ist der Zugang kostenlos und das publizierte Material darf frei weitergenutzt werden.

Beide Reihen entstanden im Zuge des „Pilotprojekts Inwertsetzung Ausgrabungen“ (PIA), das seit 2023 Methoden und Standards für die effiziente Aufbereitung der stetig wachsenden Zahl an Rettungsgrabungen im Land entwickelt (vgl. Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege 3/2023, S. 186–193). Ziel ist es, in Katalogwerken Grabungsergebnisse und Materialkomplexe zeitnah der archäologischen Forschung als Basis für die weitere wissenschaftliche Auswertung zur Verfügung zu stellen.

Das erste dieser Katalogwerke ist nun als Band 1 in der Reihe „Materialien zur Archäologie in Baden-Württemberg“ erschienen. Der Band enthält mehrere Beiträge zur großflächigen Ausgrabung eines mehrphasigen Fundplatzes in Cleeborn (Landkreis Heilbronn) mit Siedlungsbefunden und Bestattungen aus dem Mittelneolithikum, der Urnenfelderzeit, der Latènezeit sowie dem Früh- und Hochmittelalter. Spektakuläre Befunde und Funde erbrachte die Ausgrabung von zwei Latrinen und einem Brunnen im römischen *vicus* von Sindelfingen (Landkreis Böblingen). Eine Einführung zu den Zielen und Methoden des Pilotprojekts PIA und ein Überblick zu den Rettungsgrabungen des Jahres 2023 runden den Band ab. Ergänzend zur frei verfügbaren digitalen Version ist über Propylaeum eBooks auch ein gedruckter Band erhältlich.

Als wertvolle Ergänzung zur Open-Access-Publikation in den „Materialien“ können auch Datensupplemente bereitgestellt werden – ein Medium, das zukünftig sicher an Bedeutung gewinnen wird. Im ersten Band stehen die Befundfotos und -zeichnungen der frühmittelalterlichen Gräber aus Cleeborn, Röntgenaufnahmen zahlreicher Funde aus diesen Gräbern, Fotos von Silexartefakten sowie eine Planbeilage zum römischen *vicus* von Sindelfingen und die Datenerfassungsblätter der dort gefundenen Hölzer als Ergänzungsmaterial zur Verfügung (<https://doi.org/10.11588/data/QOUMAB>).

Als zweite Säule der Inwertsetzung sollen zukünftig in den „Dokumenten zur Archäologie in Baden-Württemberg“ auch die Berichte veröffentlicht werden, die (zumeist von kommerziellen Firmen) als Abschluss einer archäologischen Maßnahme erstellt werden. Diese Grabungsberichte sind eine ausgesprochen wichtige Informationsquelle zu aktuellen Ausgrabungen im Land. Bis vor Kurzem waren diese aber nicht öffentlich zugänglich und konnten somit keinen Eingang in den wissenschaftlichen Diskurs finden. Die ersten fünf Berichte sind bereits erschienen und dokumentieren Ausgrabungen in Leinfeld-Echterdingen, Stuttgart, Eningen am Kaiserstuhl, Löchgau im Kreis Ludwigsburg und in Heilbronn, die Funde und Befunde vom Neolithikum bis ins Spätmittelalter erbrachten.

Autorinnen und Autoren

Marlene Biermann
Dr. Christian Bollacher
Dr. Geraldine Buchenau
Dr. Guntram Gassmann
Inken Gaukel
Peter Huber
Grit Koltermann
Karin Läßle

Dr. Elena Marinova-Wolff
Dr. Claudia Mohn
Dr. Irene Plein
Christiane Schick
Tobias Venedey
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Ahmad Aboukhraba
PD Dr. Christian Kayser
Peter Kifinger

Kayser + Böttges | Barthel + Maus
Ingenieure und Architekten GmbH
Infanteriestraße 11a
80797 München

Dr. Hans Harter
Baumgartenstraße 4
77761 Schiltach

Carla Heym
Am Zwinger 6
96047 Bamberg

Marlene Kleiner
Institut für Europäische Kunstgeschichte
Universität Heidelberg
Seminarstraße 4
69117 Heidelberg

Prof. Dr. Hans-Otto Mühleisen
Im Lehrerfeld 10
79271 St. Peter

Dr. Helena Pastor Borgoñón
Archäologisches Museum
Colombischlössle
Rotteckring 5
79098 Freiburg im Breisgau

Prof. Dr. Manfred Rösch
Institut für Ur- und Frühgeschichte
und vorderasiatische Archäologie
Universität Heidelberg
Sandgasse 7
69117 Heidelberg

Abkürzungen in den Bildnachweisen

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart
OB = Otto Braasch
KF = Karl Fisch
UE = Ulrich Engert
IGM = Iris Geiger-Messner
BH = Bernd Hausner
YM = Yvonne Mühleis
FP = Felix Pilz
UR = Uli Regenscheit
ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz
LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg
MLW = Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen Baden-Württemberg



Baden-Württemberg
LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE
IM REGIERUNGSPRÄSIDIUM STUTTART



Baden-Württemberg
MINISTERIUM FÜR LANDESENTWICKLUNG UND WOHNEN



Denkmalpflege
in Baden-Württemberg

4/2024 53. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart.
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N.
gefördert vom Ministerium für Landesentwicklung
und Wohnen – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts:
Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege
Prof. Dr. Claus Wolf

Redaktionsleitung:
Grit Koltermann, Dr. Irene Plein

Redaktionsausschuss:
Dr. Dieter Büchner, Andreas Dubsclaff, Dr. Andreas
Haasis-Berner, Dr. Kristina Hagen, Martina Goerlich,
Dr. Oliver Nelle, Susann Seyfert, Dr. André Spatzier,
Dr. Yvonne Tafelmaier, Tobias Venedey

Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart

Lektorat: Michaela Franke

Gestaltung und Herstellung:
Rainer Maucher

Druck: Offizin Scheufele, Stuttgart

Postverlagsort: 70178 Stuttgart

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Auflage: 10 000

Hinweis:

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit und zur
Unterstützung der digitalen Suche im E-Journal
wird überwiegend auf eine geschlechtsspezifische
Differenzierung verzichtet. Entsprechende Begriffe
gelten im Sinne des Gleichbehandlungsgesetzes
für alle Geschlechter.

Nachdruck:

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des
Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben
und die Überlassung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.

Spendenkonto:

Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.

Verwendungszweck:

Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen,
bitte Name und Anschrift angeben.

Beilage:

– DENKMALSTIMME der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg. Auch kostenlos bei der Geschäfts-
stelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg,
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.



Umschlagabbildung

Die Teilnehmenden der Denkmalreise 2024 auf
der Besucherplattform des Stuttgarter Fern-
sehturms © SWR Media Services GmbH, Patrick
Schnauffer

Foto Editorial: © RPS/Potente



Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar

Abonnement

Sind Sie am kostenlosen Bezug von

Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege interessiert oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann verwenden Sie dafür den unten stehenden Abschnitt oder eine der anderen Bestellmöglichkeiten.

Bestellung und Adressänderungen

- ▶ Tel. 071 56 / 1 62 91 91
- ▶ nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- ▶ www.denkmalpflege-bw.de
- ▶ per Post mit dem Coupon unten an die oben links stehende Postfachadresse senden – Stichwort Öffentlichkeitsarbeit (die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements. Siehe auch die Hinweise zur Datenverarbeitung unter: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/abonnement)

Bitte Coupon ausschneiden und in einem frankierten Briefumschlag an oben genannte Adresse senden.

- ▶ Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die unten stehende Adresse zugestellt bekommen.
- ▶ Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die rechts stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse gebe ich im linken Feld ebenfalls bekannt.

alte Adresse (nur für Adressänderung und Abobestätigung)

neue Adresse

Name / Vorname

Name / Vorname

Straße

Straße

PLZ / Ort

PLZ / Ort

ggf. Abonummer

Datum

Unterschrift



Link zur Bestellung auf der
Website der Landesdenkmalpflege

#wirwahrenwerwirsind